

# Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 35, Nr. 3

März 2005

## INHALT

<b>Leo Card. Scheffczyk</b> Der Einziggeborene.....	130
<b>Ildefons Manfred Fux</b> Die Herz-Jesu-Verehrung des seligen Karl von Österreich.....	133
<b>Impressum</b> .....	142
<b>Josef Spindelböck</b> Gibt es eine Ethik ohne Gott?.....	143
<b>Herbert Frohnhofen</b> Gibt es auch „männliche Werte“?.....	151
<b>Walter Hoeres</b> Magische Formeln .....	151
Nur wer den Augenblick ergreift.....	154
<b>Elmar Anwander</b> Namhafte Naturwissenschaftler zur Gottesfrage (Schluss).....	157
<b>Ulrich Nersinger</b> Überlegungen zur Papstliturgie (II).....	161
<b>Alfred Schickel</b> „Vergessene“ Kirchengeschichte.....	179
<hr/>	
<b>DOKUMENTATION</b>	
Strafrechtlich relevantes Verhalten des Herrn Paul Spiegel gegenüber Kardinal Meisner.....	183
<hr/>	
<b>KONTROVERSE</b>	
<b>Ivan Dugandžić OFM</b> Nochmals über die Ereignisse von Medjugorje.....	185
<b>Thomas Lintner</b> Replik zu P. Ivan Dugandžić OFM.....	191
<hr/>	
<b>BUCHBESPRECHUNGEN</b>	
<b>Joseph Overath</b> Kartause Marienau.....	195
Angelika Pokropp-Hippen: Kreuzweg für Ungeborene.....	196
<b>Alexander Desečar</b> Max Wingen: Die Geburtenkrise ist überwindbar.....	198

## LEO CARD. SCHEFFCZYK Der Einziggeborene

(David Berger) *Vor mehr als einem halben Jahrhundert, am 8. September 1951, erschien die Enzyklika „Sempiternus Rex Christus“ Papst Pius' XII. Zusammen mit den Rundschreiben „Mediator Dei“ (1947) und „Humani generis“ (1950) ist sie Ausdruck jener tiefen Sorge um die Reinerhaltung des Glaubens, welche die großen Hirtenschreiben des letzten Papstes der pianischen Epoche, dessen Seligsprechung nach neueren Presseberichten nicht mehr fern zu sein scheint<sup>1</sup>, nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen mit einer eigentümlichen prophetischen Weitsicht in Hinsicht auf den sich bereits abzeichnenden Einbruch des Neomodernismus in die Kirche prägte.*

*In der Enzyklika, die den 1500. Jahrestag des christologischen Konzils von Chalzedon zum Anlass nahm, um vor sich neu entwickelnden heterodoxen Vorstellungen auf dem Gebiet der Christologie zu warnen, heißt es: „Wenn auch nichts dagegen spricht, dass man die Menschheit Christi unter psychologischem Aspekt genauer erforscht, so fehlt es auf diesem schwierigen Gebiet nicht an Leuten, die von den überlieferten Standpunkten mehr abweichen, als es zulässig ist, um neue zu erfinden.“<sup>2</sup>*

*Heute ist kaum zu übersehen, dass – wie Kardinal Scheffczyk sagt – auch im Bereich der Christologie die von Pius XII. kritisierten Strömungen inzwischen „zu einer höchst faszinierenden, aber giftigen Blüte angewachsen sind.“<sup>3</sup> Schon im Jahre 1977 bemerkte Kardinal Pietro Parente: „Es ist peinlich, darauf hinweisen zu müssen, dass die päpstliche Lektion über eine christologische Frage keinen vollen Effekt hatte ... Die Tendenz, die Formel von Chalzedon zu entwerten, hat sich bei einigen katholischen Theologen bis zur Aggressivität gesteigert. Karl Rahner hat auch hier den Anfang gemacht, indem er den Beweis erbringen wollte, dass die Formel von Chalzedon zumindest unzureichend sei; dann, dass sie auch unhaltbar wäre, teils aus inneren Gründen, teils weil das moderne Denken eine ontologische Begründung der Person nicht zulasse ... Die theologischen Ausführungen von Karl Rahner haben anderen Theologen Anlass gegeben, noch weiter zu gehen (Schoonenberg, Schillebeeckx, Küng); sie verwerfen die Formel von Chalzedon und gefährden ernstlich*

<sup>1</sup> Kath.net-Meldung vom 10. 02. 2005.

<sup>2</sup> AAS 43 (1951) 638.

<sup>3</sup> LEO SCHEFFCZYK, Zum Geleit, in: David Berger (Hg.), Die Enzyklika Humani generis, Köln 2000, 8.

die Gottheit Christi, der nach dieser Lehre nichts anderes ist als ein Mensch, in welchem sich Gott kundgibt.“<sup>4</sup>

Ähnlich besorgt hat sich auch der regierende Pontifex bezüglich der Christologie des öfteren gezeigt, zumal in seiner epochalen Enzyklika „Fides et Ratio“, wo er vor einer Christologie warnt, die „einseitig ‚von unten‘ ausgeht“ (Nr. 96) und nicht auf die „immerwährende Gültigkeit der in den Konzilsdefinitionen verwendeten Begriffssprache“ (Nr. 97) achtet. Gefragt ist eine Theologie, die dieser Tendenz entgegentritt und doch zugleich die Tatsache angemessen zur Sprache bringen kann, dass die Person des Logos mit der Inkarnation ganz Mensch geworden ist.

Bei aller nötigen Kritik darf natürlich nicht übersehen werden, dass es auch heute noch Theologen gibt, denen es gelingt, uns das Christusgeheimnis auf solche dem Dogma treue Weise zu erschließen: Mit zu ihnen gehört sicher Leo Kardinal Scheffczyk. Sieht er doch das Wesen des Katholizismus vornehmlich in der Liebe zur Ganzheitlichkeit und Fülle, die sich im methodischen Bereich im das gesamte Denken durchformenden Prinzip des „Sowohl-als-auch“ (et-et) widerspiegelt. Dieses erfließt aber dem christologischen Prinzip von Chalzedon, das für Christus stets das sowohl „ganz Gott“ als auch „ganz Mensch“ festhält, und das als das grundlegende „Formelement“ des Katholischen überhaupt verstanden wird<sup>5</sup>. Damit steht am Anbeginn des Katholizismus keine Idee, sondern der Heilsrealismus in der Person Jesu.

Umso erfreulicher ist es, dass Kardinal Scheffczyk als einer der bedeutendsten lebenden Theologen, nun wichtige seiner christologischen Beiträge zu einem Sammelband vereinigt und für die in Zusammenhang mit „Theologisches“ erscheinende Buchreihe „Quaestiones non disputatae“ zur Verfügung gestellt hat. Zur Information unserer Leser veröffentlichen wir hier das Vorwort des Kardinals zu seinem neuen Buch.

## Vorwort

Die allgemeine Signatur des gegenwärtigen Zustandes des abendländischen Christentums heißt „Krise“. Sie wird in verschiedener Weise apostrophiert und als „Kirchen-“, „Glaubens-“ oder „Gotteskrise“ gekennzeichnet. Dabei bleibt oft unbedacht, dass ein zentraler Herd dieser Krise in der Frage nach Christus gelegen ist, der ja „die Tür“ (Joh 10,7) und „der Schlüssel“ (Offb 3,7) zum Ganzen der göttlichen Offenbarung ist. Dies meint der Satz Pascals: „Ohne Jesus Christus wissen wir weder, was unser Leben, noch was unser Tod, noch was Gott ist, noch was wir selber sind“. Wer Christus verfehlt, dem entschwindet das wahre Leben, die eine Kirche und der dreifaltige Gott.

Die Zeit aber ist erfüllt von solchen Verfehlungen seitens eines Denkens, das mit seiner Verstrickung in die moderne Subjektivität das Andere, das den Menschen Überragende, das Geheimnishafte, aber auch das „Törichte“ (1 Kor 1,25) an der Existenz des Gottmenschen (schon der Ausdruck ist verfehmt) nicht mehr zu erkennen vermag. So redet man von Christus „mit Worten, wie menschliche Weisheit sie lehrt“ (1 Kor 2,13): sei es, dass man in Ihm nur den „höchsten“ (nicht wesensmäßig verschiedenen) „Fall des Wesensvollzugs der menschlichen Wirklichkeit“ anerkennt (K. Rah-

ner), sei es, dass man die Christologie auf den historischen Jesus reduziert und Ihm rein dezisionistisch eine soteriologische Bedeutung anheftet (K.-H. Ohlig), sei es, dass man Christus zu einer „konkreten menschlichen Person“ degradiert, die sich, in Unmittelbarkeit zum Vater lebend, „im Tod als Gottes Sohn mit sich selbst beschenkt“, d. h. als „Sohn“ identifiziert wird, wodurch sich auch erst der „Vater“ als solcher bestimmt (so die „geschichtliche Christologie“ P. Hünermanns). Aber es gibt auch weniger künstliche Verunklärungen des Christusgeheimnisses, so, wenn Jesus Christus einfach als „Modell des Menschseins“ (H. Küng) oder als Quelle für die Entdeckung „anthropologischer Sachverhalte“ und als „Orientierungshilfe“ ausgegeben wird (G. Hasenhüttel). Für andere bedeutete der Titel „Sohn Gottes“ nicht, dass Jesus „in irgendeiner Weise selbst Gott sei“, sondern dass allein „der Mensch von Nazareth der Sohn ist“ (W. Simonis). Die Zahl der Fehldeutungen Jesu Christi ist erheblich, ihre Vertreter haben sich zu einer Phalanx formiert, die sich als Orthodoxie des Irrglaubens in der Kirche fest etabliert hat.

Die hier vorgelegte Sammlung von Beiträgen zur Christuslehre und zur Christusfrömmigkeit verfolgt die schlichte Absicht, im Gegensatz zu modernen Missdeutungen den authentischen Glauben der Kirche wiederzugeben, der auch in einem zeitnahen Ausdruck seine Unverfälschtheit und Ursprünglichkeit behält. Sie entstammen einem längeren Zeitraum und setzen am Beginn der nach dem Zweiten Vatikanum aufgekommene Neuinterpretationswelle an, die in dem ersten Teil des Bandes an einflussreichen, bis heute nachwirkenden Beispielen belegt wird. Den Mittelteil bildet die positive Darlegung des kirchlichen Dogmas, das, in der Formel von Chalzedon gründend, seine Bedeutung für den Glauben auch in der Epoche der postmodernen Beliebigkeit zu erweisen vermag.

An dem Glauben an das präexistente Gottsein des menschgewordenen Erlösers ist es allein auch gelegen, dass der geschichtliche und erhöhte Herr zum Subjekt der Verehrung und der Anbetung erhoben werden kann. Die humanistische Deutung Jesu als Sozialprophet, als Weisheitslehrer, als Weltbeglückter und Menschenfreund lässt kein eigentliches Verhältnis der Verehrung und der Anbetung zu Ihm aufkommen. Die Christologie aber vermittelt dem Gläubigen nicht nur eine theoretische Wahrheit, sondern weist ihn praktisch auf sein Ziel in Christus hin, das er in der Nachfolge, in der Verehrung und Anbetung des Herrn erreicht. So öffnet sich die Heilswahrheit zur Heilserfahrung und -erfüllung.

Die Anregung und Bitte zur zusammenfassenden Veröffentlichung dieser z. T. älteren Beiträge kam wiederum vom emsigen Herausgeber der Zeitschrift „Theologisches“, Herrn Dr. David Berger, dem herzlicher Dank für seine Initiative gebührt.

## NEUERSCHEINUNG:

Leo Kardinal Scheffczyk  
**Der Einziggeborene**

**Christusbekenntnis und Christusverehrung**

Band IX, 232 S., € 12,-.

<sup>4</sup> PIETRO PARENTE, Philosophie und Theologie in der Lehre von Pius XII., in: Schambeck (Hg.), Pius XII. zum Gedächtnis, 38.

<sup>5</sup> Dazu: MANFRED HAUKE, Ganz und gar katholisch. Ein erster Einblick in das theologische Werk von Leo Cardinal Scheffczyk, Buddenwiesen 2003.

## Die Herz-Jesu-Verehrung des seligen Karl von Österreich<sup>1</sup>

Der jährlich von der „Unio Cor Iesu – Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Herz-Jesu-Verehrung“ veranstaltete Herz-Jesu-Studententag fand in diesem Jahr bereits zum vierzehnten mal, am 22. Januar 2005, statt. In dem Gebäude des Wiener Priesterseminars hielt der Benediktiner Doz. Dr. Ildefons Manfred Fux aus Neulengbach (Dozent für Spirituelle Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten) einen beachtenswerten Vortrag über den seligen Kaiser Karl von Österreich und seine Beziehung zum Heiligsten Herzen Jesu. Da sowohl die Herz-Jesu-Verehrung als auch eine gerechtere Einschätzung des Wirkens des neuen Seligen stets ein von „Theologisches“ verfolgtes Anliegen waren, freuen wir uns, diesen hier unseren Lesern in leicht überarbeiteter und ergänzter Form publizieren zu können (D.B.)

Über der Gestalt Kaiser Karls I. von Österreich (als König von Ungarn Karl IV.), des letzten regierenden Habsburgers, lag die Jahrzehnte hindurch ein nicht unbeträchtlicher Schatten. Zwar beschäftigte er die Publizistik, und es erschienen auch da und dort biographische Darstellungen, doch schienen sie insgesamt dem Vorwurf des Tendenziösen ausgesetzt. Als legitimistisch-monarchistischen Kreisen entstammend, machten sie sich mangelnder Objektivität verdächtig bzw. umgekehrt der Verfemung, der Rufschädigung bis hin zur Kriminalisierung aus politisch-weltanschaulicher Motivation. Auch für Christen bedeutete die Beschäftigung mit dem Toten von Madeira nicht unbedingt, den Zug in die Zukunft zu besteigen. Nun sind in der jüngsten Vergangenheit durchaus ernstzunehmende Arbeiten biographischer Art erschienen, doch sind es im Bemühen, dem Kaiser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vor allem äußerlich sichtbare Bereiche, die beleuchtet werden, der Gerechtigkeitssinn dieses Souveräns etwa, oder sein Friedenswille bzw. sein soziales Verantwortungsbewusstsein.<sup>2</sup> Seit der Ankündigung der für den 3. Oktober 2004 anberaumten Beati-fikation sind freilich auch (erste) Versuche, die Spiritualität des neuen Seligen in den Blick zu nehmen, feststellbar<sup>3</sup>.

Bei Karl von Österreich gibt es selbstverständlich auch eine Innenseite, die ihn der theologischen Wissenschaft zuweist, denn im Inneren walten die Kräfte der Gnade, die zu geschichtsmächtigen Kräften und so zur Seele der äußerlich-registrierbaren Phänomene werden. Man muss also in die *Krypta des Herzens*<sup>4</sup> hinabsteigen und sich um eine „Innensicht“ dieses Begnadeten bemühen, die allein die Wirklichkeit aufschließen kann, ohne freilich das Geheimnis völlig aufzuheben. So soll im Folgenden versucht werden, das Verhältnis Karls zum Herzen Jesu, zur Mitte der Christus-Wirklichkeit, ans Licht zu heben und so sein geistliches Profil hervortreten zu lassen, ohne analytisch das zu isolieren, was in lebendiger Einheit organisch verbunden war und auch so verstanden sein

will. Das Wahrnehmbare an der Herz-Jesu-Verehrung lässt bei Karl auf eine außerordentliche, den Durchschnitt weit übersteigende Tiefe und Fülle schließen. Damit ist auch die Hoffnung verbunden, im Verständnis der Pietas des neuen Seligen der Gefahr zu entgehen, einzelne Elemente lediglich in einem losen Nebeneinander und nicht in ihrer inneren Einheit zu begreifen. Das eine Herz des Menschen ist ja der eine Quellort für Gutes und für Böses (vgl. Mt 7,21–23), alles Sichtbare ist rückführbar auf diese verborgene Mitte und Tiefe menschlicher Existenz. *Quod in actis prius es in corde*; das Herz ist der Sitz der sittlichen Persönlichkeit.<sup>5</sup>

Dieses Herz wird von den Alten eine „Schatzkammer“ genannt, *Schatzkammer des Guten*<sup>6</sup>, und es ist Jesus, der sie füllt. Diese Tatsache muss auf dem Hintergrund eines alttestamentlichen Schriftwortes gesehen werden; da sagt die Weisheit: *Ich liebe die, die mich lieben (...). Ihre Schatzkammern fülle ich mit Gütern* (Spr 8,17.21). Der Biograph muss also in aller Behutsamkeit versuchen, in das „Adyton“ des Herzens einzutreten und hier zu erkennen, dass das Herz des seligen Karl ganz Jesus Christus gehörte und dass umgekehrt sich das Herz Jesu dem Erwählten an diesem heiligen Ort mitgeteilt hat. Die inzwischen erfolgte Seligsprechung legitimiert uns, das Wort des hl. Paulus: *Nicht mehr ich lebe, sondern Jesus Christus lebt in mir* (Gal 2,20) auch dem Lebensgeheimnis Karls zuzuordnen.<sup>7</sup>

Dabei sind die Akten des Seligsprechungsprozesses, wie sie seit 1994 in der sogenannten „Positio“<sup>8</sup> gedruckt vorliegen und öffentlich zugänglich sind, eine höchst bedeutsame Hilfe. Sie bestätigen durch die Fülle der nunmehr verfügbaren Zeugnisaussagen traditionelle Inhalte und bereichern sie in staunenswerter Weise. Sie auszuwerten soll nun im Folgenden vorzüglich versucht werden.

Als Pius IX. (1846–1877) im Jahre 1856 das Herz-Jesu-Fest auf die ganze Kirche ausdehnte und 1864 die Seherin von Paray-le-Monial, Margareta Maria Alacoque (1647–1690), zur Ehre der Altäre erhob, war dies ein mächtiger Ansporn für die katholische Christenheit, sich dem Heiligsten Herzen Jesu zuzuwenden.<sup>9</sup> Zwischen 1876 und 1892, während sich die Herz-Jesu-Basilika auf dem Montmartre in Paris noch in Bau befand, betrug die Zahl der Wallfahrten dorthin nicht weniger als 3400<sup>10</sup>. In diese positive Strömung fällt auch die Geburt jenes Erzherzogs, der später als Karl I. der letzte regierende Kaiser Österreichs und als Karl IV. der letzte König Ungarns werden sollte. Wenn auch die kirchlichen Zeitverhältnisse bedacht werden müssen, wenn die Frömmigkeitstradition des

<sup>5</sup> Katechismus der Katholischen Kirche n. 2517.

<sup>6</sup> Gregor von Nyssa, In Cant. Hom. 1 ad 1,2a. FC 16/1, 153.

<sup>7</sup> Vgl. Alfred Wikenhauser, Die Christumystik des Apostels Paulus, Freiburg<sup>2</sup> 1956, S. 24f.

<sup>8</sup> Herausgegeben von der Congregatio de Causis Sanctorum. Die „Causa Beati-ficationis et Canonizationis Servi Dei Caroli e Domo Austriae Imperatoris ac Regis (1887–1922)“ trägt die Protokoll-Nr. 622 und ist für unsere Untersuchung vor allem in vol. I. wichtig: *Positio super virtutibus et fama sanctitatis*, Roma 1994. Dieser erste Band umfasst insgesamt 1546 Seiten; im Kern das *Summarium testificale* (zit.: *Summ. test.*).

<sup>9</sup> Vgl. Josef Stierli, Die Entfaltung der kirchlichen Herz-Jesu-Verehrung in der Neuzeit, in: *Cor Salvatoris. Wege zur Herz-Jesu-Verehrung*, hg. von Josef Stierli, Freiburg 1954, S. 137–165.

<sup>10</sup> Die Geschichte des Christentums, Bd.: Liberalismus, Industrialismus, Expansion Europas (1830–1914), Freiburg, Basel, Wien 1997, S. 347.

<sup>1</sup> Die Ausführungen zum Thema wurden erstmals publiziert unter dem Titel: Herz Jesu, ich vertraue auf Dich. Kaiser Karl I. von Österreich und seine Beziehung zum Herzen des Herrn, in: *Forum Katholische Theologie* 20, 2004, S. 293–300, und anlässlich eines Vortrages beim 14. Herz-Jesu-Studententag am 22. Jänner 2005 in Wien nochmals überarbeitet und erweitert.

<sup>2</sup> Eine umfassende Bibliographie vor allem neuerer Erscheinungen bietet Peter Broucek, Karl I. (IV.). Der politische Weg des letzten Herrschers der Donaumonarchie, Wien, Köln, Weimar 1997.

<sup>3</sup> So im Sammelband: Kaiser Karl I. (IV.) als Christ, Staatsmann, Ehemann und Familienvater, Hg. Jan Mikrut, Wien 2004. – Vgl. Eva Demmerle, Kaiser Karl I. „Selig, die Frieden stiften...“, Wien 2004, S. 249–267.

<sup>4</sup> Vgl. Gustav Siewerth, *Der Mensch und sein Leib*, Einsiedeln 1953, S. 56 (Christ heute III,7).

Hauses Habsburg nicht übersehen werden darf,<sup>11</sup> bleibt die ausgeprägte Herz-Jesu-Verehrung Karls dennoch ein Geheimnis der Gnade, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Einzelne Hinweise historischer Art sollen helfen, ein wenigstens ungefähres Bild darüber zu gewinnen.

Geboren am 17. August 1887 in Persenbeug, gleichsam zu Füßen des Marienheiligtums am „Taferlberg“<sup>12</sup>, erhielt Karl von seiner frommen Mutter Maria Josefa von Sachsen (1867–1944) und seinen Hauslehrern eine gediegene katholische Erziehung, die ihn lehrte, Jesus zu lieben.

Erzherzogin Maria Josefa, Tochter des späteren Königs Georg von Sachsen, war eine zutiefst gedemütigte und erniedrigte Frau und wohl gerade auch deshalb geeignet, von Gott als Mittlerin der Gnade in Dienst genommen zu werden. 1886 hatte sie Erzherzog Otto, einen Neffen Kaiser Franz Josephs, geheiratet. Der „fesche Otto“, wie man ihn in Wien nannte, der „schönste Erzherzog Österreichs“, war durch zahlreiche Affären mit Schauspielerinnen sittlich destabilisiert. Als er schließlich an Syphilis – so wird allgemein angenommen – erkrankte, ließ er sich von seiner letzten Geliebten pflegen. Er starb 1906.<sup>13</sup>

Maria Josefa ertrug all diese Erniedrigungen in größter Tapferkeit, in Geduld und im Schweigen und suchte diese schmerzlichen Tatsachen auch vor ihren Kinder Karl und Max (geb. 1895) zu verbergen. Der tägliche Messbesuch und das Gebet waren ihr dabei die größte Hilfe. Ihr Gatte, – wenn er überhaupt zu Hause war –, verspottete sie deshalb als „Nonne“. Kaiserin Elisabeth hat in einem ihrer Gedichte auf die Szene Bezug genommen, da der alkoholisierte Otto mit seinen Zechkumpanen in das Schlafzimmer Maria Josefafs eindringen wollte, um ihnen die „Nonne“ zu zeigen. Papst Benedikt XV. wird sie später eine Heilige nennen.<sup>14</sup>

Die Erzieher Karls waren ein „Glücksfall“, besser gesagt, sie waren Gnadenmittler im Plan Gottes. Miss Bride Casey, die Karl in den Jahren 1892–1895 betreute, war katholische Irländerin. *Trotz ihrer kleinen, zarten Gestalt wusste sie einen großen Respekt einzuflößen*<sup>15</sup>, sie verkörperte tiefe und warmherzige Frömmigkeit und repräsentierte die spirituelle Prägung ihres Heimatlandes: die Liebe zu Maria, zur Eucharistie und zum Heiligsten Herzen Jesu. Man bedenke, dass 1873 die Universität Dublin dem Heiligsten Herzen Christi geweiht worden war; dass die Tramway-Waggonen in Dublin mit Herz-Jesu-Bildern ausgestattet waren und die Polizei der Stadt noch 1923 einen eigenen Eid auf das Heiligste Herz abzulegen hatte.<sup>16</sup> Von dieser Gläubigkeit war das Kind Karl durch Metakommunikation gleichsam eingehüllt. Die auf Miss Casey folgenden Erzieher und Lehrer – das Ehepaar Graf Wallis – wirkten in ähnlicher Weise.

1905 wurde Erzherzog Otto zum Generalinspekteur der Kavallerie promoviert und als solcher in die Garnison von Ödenburg versetzt. Dort beichtete am 8. September 1896 das Kind Karl erstmals bei seinem Religionslehrer P. Norbert Gegerle

OP<sup>17</sup>, der ihm 1896 auch das karmelitanische Skapulier überreichte: *Tragen Sie es unbefleckt und rein, bis Sie es im Tode der himmlischen Mutter zurückgeben können!*<sup>18</sup>. Und es war in Ödenburg, dass P. Gegerle sich mit der Ursuline Sr. Maria Vincentia (1852–1902) über Karl unterhielt und diese einen geradezu prophetischen Ausspruch tat: *Ja, man muss viel für ihn beten, denn er wird einmal Kaiser werden, und er wird viel leiden müssen. Er wird ein besonderer Angriffspunkt der Hölle sein*<sup>19</sup>. Am 19. November 1898 empfing der Erzherzog zum ersten Mal den Leib des Herrn aus der Hand Weihbischof Dr. Godfried Marschalls (1840–1911) in der Schlosskapelle in Wartholz<sup>20</sup>. Als Andenken daran erhielt er von seinem Vater Erzherzog Otto (1865–1906) ein Kreuzifix, das er dann immer in seinem Zimmer verwahrte.<sup>21</sup>

Das war zu jener Zeit, da sich die selige Maria vom Göttlichen Herzen Droste zu Vischering (1863–1899) bereits intensiv bei Papst Leo XIII. um die Weltweihe an das Heiligste Herz Jesu bemühte<sup>22</sup>, die der Heilige Vater dann tatsächlich am 11. Juni 1899 vornahm. Die Sinnbedeutung dieser Weihe gab der Papst selbst in der Enzyklika „Annum Sacrum“ vom 25. Mai 1899.<sup>23</sup>

Die Aufforderung, die Diözesen sollten sich in eigenen Akten diese Weihe aneignen und ihr „beitreten“, blieb auch in Wien nicht ungehört. Am 11. Juni hatten sich Kaiser Franz Joseph und der Hof im überfüllten Stephansdom eingefunden und mit Klerus und Volk den Weiheakt vollzogen.<sup>24</sup> Der fast zwölfjährige Erzherzog Karl fehlte dabei, da er gerade an starkem Keuchhusten litt. Er ging aber im Schloss Wartholz in die Hauskapelle, um dort mit der Gräfin Sophie Gräfin Wallis, die bei ihm zurückgeblieben war, das Weihegebet zu sprechen.<sup>25</sup>

Die Feier im Wiener Stephansdom darf nicht isoliert betrachtet werden, hat sie doch ihren Platz in einer langjährigen Tradition der Herz-Jesu-Verehrung in dieser Stadt. Am Herz-Jesu-Fest pflegten nämlich mehr Gläubige nach St. Stephan zu kommen als zu Weihnachts- und zu Ostern. Fürstbischof Cölestin Ganglbauer (1881–1889) spendete etwa am 22. Juni 1884 1½ Stunden lang die hl. Kommunion; dann kniete er sich auf die unterste Altarstufe und verlas den Weiheakt an das Heiligste Herz Jesu.<sup>26</sup>

<sup>11</sup> Vgl. Anna Coreth, *Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock*, Wien 1982. – Manfred Wiedenborn, *Die Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung in Österreich*, Dipl.arb. Univ. Wien, 1992 (masch.).

<sup>12</sup> G. Gugitz, Art. „Maria Taferl“, in: *Marienlexikon*, Bd. 4, St. Ottilien 1992, S. 295.

<sup>13</sup> Brigitte Hamann (Hg.), *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, Wien 1988, S. 378 f.

<sup>14</sup> Jean Sévillia, *Zita. Kaiserin ohne Thron*, München, Zürich 2003, S. 32.

<sup>15</sup> (Ehg. Maria Annuntiata) *Aus Kaiser Karls Kindheit*, in: *Jahrbuch der Gebetsliga* 1980, Wien 1980, S. 5–13, hier S. 9.

<sup>16</sup> Vgl. *Sendbote des göttlichen Herzens Jesu* 59, Innsbruck 1923, S. 122.

<sup>17</sup> Erich Feigl (Hg.), *Kaiser Karl. Persönliche Aufzeichnungen, Zeugnisse und Dokumente*, Wien 1984, S. 78 (C. Pallavicini).

<sup>18</sup> Ansprache P. Gegerles an Erzherzog Karl anlässlich der Überreichung des Skapuliers (1896), in: *Jahrbuch der Gebetsliga* 1983, S. 39–42.

<sup>19</sup> Vgl. Maria Habacher, *Geschichte der Gebetsliga*, Wien 1995, S. 5 f.

<sup>20</sup> *Jahrbuch der Gebetsliga* 1980, S. 12. – Positio, *Summ. test.* p. 63; *Informatio* p. 48 f. – Zu Füßen von Rax und Schneeberg im Gemeindegebiet von Reichenau an der Semmeringbahn gelegen, war die Villa Wartholz 1870–1872 nach Plänen von Heinrich von Ferstel erbaut worden. Sh. Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Niederösterreich südlich der Donau Teil 2, Horn, Wien 2003, S. 1827–1829. – Weiters Gerhard Zens, *Kulturhistorische Studien zur Geschichte der Marktgemeinde Reichenau a/d Rax*, philDiss Univ. Wien 1977 (masch.) S. 192–220 (Schloss Wartholz als kaiserliche Residenz).

<sup>21</sup> Positio, *Informatio* p. 49.

<sup>22</sup> Vgl. Max Bierbaum, *Maria vom Göttlichen Herzen Droste zu Vischering. Ein Lebensbild*, Freiburg, Basel, Wien 1966, S. 199–218. – Constantin Becker, Art. „Marie du Divin Coeur“, in: *Dictionnaire du Spiritualité* t.10, Paris 1980, col. 485–486.

<sup>23</sup> *Acta Sanctae Sedis* 31, Romae 1898/99, p. 646–652. – Deutsche Übersetzung bei Friedrich Schwendemann, *Herz-Jesu-Verehrung und Seelsorge*, Luzern 1942, S. 258–264.

<sup>24</sup> Franz Loidl, *Geschichte des Erzbistums Wien*, Wien, München 1983, S. 268. – Vgl. Ildefons M. Fux, *Dein sind wir, dein wollen wir sein. 100 Jahre Weltweihe*. Gottgeweiht. Zeitschrift zur Vertiefung geistlichen Lebens 12, 1999, S. 27–30.

<sup>25</sup> Stephan E. Sommer, *Kaiser Karl von Österreich*, in: *Jahrbuch der Gebetsliga* 1989, S. 25.

<sup>26</sup> *Sendbote des Göttlichen Herzens Jesu* 20, 1884, S. 270.

Die Gnade des 11. Juni 1899 und des Hingabeaktes war nicht umsonst gegeben worden. Nun lässt sich beobachten, dass die Herz-Jesu-Freitage und das Herz-Jesu-Fest mit besonderer Feierlichkeit begangen wurden, dass der zukünftige Kaiser Zugang fand zur Herz-Jesu-Litanei und zu den „Tagzeiten des Göttlichen Herzens“ – ein kurzgefasstes Laienbrevier, das man oft in seinen Händen sah<sup>27</sup>. Der Jüngling pflegte sich in den „Sendboten des Göttlichen Herzens Jesu“, der ab 1865 von den Innsbrucker Jesuiten herausgegeben wurde, zu vertiefen und suchte auch andere dafür als Abonnenten zu gewinnen.<sup>28</sup> Auch von seinem Großvater mütterlicherseits, König Georg von Sachsen, ist bekannt, dass er ein eifriger Leser des „Sendboten“ war.<sup>29</sup>

Papst Leo XIII., der „Papst des Heiligsten Herzens Jesu“, hatte insbesondere die Jugend eingeladen, sich dem Herzen des Herrn zu verbinden. Den Jugendlichen von Mailand hatte er dieses Distichon gewidmet:

*Huc juvenes, dulce ut nectar, fax ignea amoris  
Cor Jesu, ad vitam fons salientis aquae  
(Hieher, ihr Jugendlichen, zum Leben; das Herz Jesu  
ist süß wie Nektar, eine feurige Fackel der Liebe,  
eine Quelle sprudelnden Wassers.)<sup>30</sup>*

Die Jugend Kroatiens (Krain) hatte sich schon vor Jahren dem Heiligsten Herzen geweiht. Es war auch nicht unbekannt geblieben, dass sich fast zur selben Zeit, genauerhin am 10. Mai 1899, die ganze Familie eines hochadeligen Verwandten, nämlich jene des Erzherzogs Karl Stephan (1860–1933)<sup>31</sup>, auf der Adria-Insel Lussin und in Zusammenhang mit der ersten hl. Kommunion der beiden Töchter Eleonora und Renata in der Pfarrkirche des Ortes dem Herzen Christi öffentlich geweiht hatte.<sup>32</sup> Dasselbe haben bald danach der Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin getan<sup>33</sup>. Als sich nun 1903 die Gelegenheit bot, den Heiligen Vater anlässlich seines 25-Jahr-Regierungsjubiläums zu feiern und zu ehren, hielt der Wiener Jünglingsverein „Maria Hilf“ eine große Feierstunde ab, und im überfüllten Musikvereinssaal war auch Erzherzog Karl unter den Ehrengästen zu sehen. Karl war damals 16 Jahre alt. Später werden Beobachter registrieren, dass man in seiner Gegenwart den Papst nicht kritisieren und nicht verunglimpfen durfte, wie das in der Propaganda der Los-von-Rom-Bewegung zur Tagesordnung gehörte; solchen Leuten ist Karl entschieden „über den Mund gefahren“.

Im selben Jahr 1903, am 18. Oktober, kam es zur Weihe der Canisiuskirche in Wien IX., die eigentlich eine Herz-Jesu-Kirche ist und unter der besonderen Patronanz der Ehg. Maria Josefas, der Mutter Karls, erbaut worden war. Der Kaiser, aber auch der 16-jährige Karl, nahmen an der Weihehandlung teil.<sup>34</sup>

Im August 1907 wurde Karl großjährig, und dieser Umstand war Anlass, in Wartholz eine kleine Feier zu veranstalten. Nun aber erwuchs für Karl die Pflicht, sich um eine Braut umzusehen, wobei sein Großonkel Kaiser Franz Joseph durchaus darauf bedacht war, sein Mitspracherecht geltend zu

machen. Denn die Causa des Thronfolgers Franz Ferdinand, der eine nicht standesgemäße Ehe mit Sophie Gräfin Chotek eingegangen war, glich immer noch einer offenen Wunde.

Karl traf eine Wahl, der auch der Kaiser gerne zustimmte: die 1892 geborene Prinzessin Zita von Bourbon-Parma, die einen beträchtlichen Teil ihrer Kinder- und Jugendjahre im Schloss Schwarzau im Steinfeld verbracht hatte, nicht weit von Schloss Wartholz in Reichenau entfernt. Am 13. Juni 1911 wurde in Pianore (Toskana) die Verlobung im engsten Familienkreis gefeiert. Am Vormittag überreichte Karl seiner Braut den Verlobungsring und am Nachmittag sagte er gleichsam erklärend zu ihr: *Nun müssen wir uns gegenseitig in den Himmel helfen!* Wenig später, am 24. Juni, wurde Zita von Papst Pius X. in Privataudienz empfangen: *Jetzt heiraten Sie also den Thronfolger!*, sagte der Heilige Vater und ließ Widerspruch nicht gelten. *Karl wird der Erbe von Franz Joseph sein. (...) Und ich freue mich unendlich darüber, weil Karl der Lohn ist, den Gott diesem Österreich gewährt für alles, was es für die Kirche getan hat.*<sup>35</sup>

Der 21. Oktober 1911 war Hochzeitstag. Karl hatte in die Ringe, die das Paar austauschte, die Worte eingravieren lassen: *Sub tuum praesidium confugimus, sancta Dei genitrix. (Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin.)* Das neuvermählte Paar beeilte sich, seine Zukunft der Magna Mater Austriae anzuvertrauen. Am 8. November betete es vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau in Mariazell.

Für den 30. Juli 1914 war die Weihe der Herz-Jesu-Kirche in Hall in Tirol<sup>36</sup> vorgesehen, um deren Wiederinstandsetzung und Adaptierung sich Ehg. Franz Ferdinand die größten Verdienste erworben hatte. Aus dem Gewehrmagazin wurde wieder eine Kirche, sogar eine Basilika. Nun war der Thronfolger gerade ein Monat zuvor, am 28. Juni, in Sarajewo ermordet worden. An der Schwelle des Ersten Weltkrieges war es Karl nicht möglich, nach Hall zu reisen. Bei seinem ersten Besuch in Tirol holte der Thronfolger die Wallfahrt nach, und eine Photographie vom 23. Juni 1915 zeigt den Seligen vor dem Allerheiligsten in tiefer Andacht versunken. Er besuchte auch die Grabstätte der Gründerin des Haller Damenstiftes, der ehrwürdigen Erzherzogin Magdalena (1532–1590), deren Wahlspruch es gewesen war, von der Tugend der Hoffnung nicht zu lassen: *Ich hoff' zu Gott!*<sup>37</sup> Wenige Tage später kam der Diener Gottes erneut nach Hall, um an einem Requiem für den im Jahr zuvor ermordeten Erzherzog Franz Ferdinand teilzunehmen (28. Juni 1915).<sup>38</sup> Eine, den beiden Habsburgern gemeinsame Gedenktafel in der Basilika erinnert an *das erste und letzte Opfer des Weltkrieges.*<sup>39</sup>

Die Beziehungen Karls zum Land Tirol sind mitgeprägt vom Herz-Jesu-Geheimnis. Er sprach von seinem *lieben, kleinen Herz-Jesu-Land*<sup>40</sup>, und als ihn einmal die Behördenvertreter Innsbrucks in ihrer Stadt willkommen hießen, erinnerte er sie in seiner antwortenden Ansprache an das Vertrauen, das die Tiroler in das Heiligste Herz Jesu haben sollten. Es sei ja das

<sup>27</sup> Vgl. Korrespondenzblatt der Priestervereinigung „Associatio perseverantiae sacerdotalis“ 43, Wien 1922, S. 74.

<sup>28</sup> Positio, Summ. test. p. 181.

<sup>29</sup> Sendbote 41, 1905, S. 171 f.

<sup>30</sup> Sendbote 39, 1903, S. 174.

<sup>31</sup> Vgl. Die Habsburger (wie A.12), S. 225–227.

<sup>32</sup> Weihe einer erzherzoglichen Familie an das heiligste Herz Jesu unseres Herrn, in: Sendbote 35, 1899, S. 261–266.

<sup>33</sup> Die Herz-Jesu-Verehrung in der Familie des ermordeten österreichischen Thronfolgerpaares. Jahrbuch der feierlichen Familienweihe an das heiligste Herz Jesu, Berlin 1919, S. 89.

<sup>34</sup> Sendbote 40, 1904, S. 23.

<sup>35</sup> Erich Feigl, Kaiserin Zita. Von Österreich zu Österreich, Wien 1982, S. 100.

<sup>36</sup> Vgl. Franz R. Vorderwinkler, Kirchen, Klöster, Pilgerwege. Sakrales Kulturgut in Tirol, Steyr 1998, S. 92–97.

<sup>37</sup> Vgl. Jahrbuch der Gebetsliga 1991, S. 40 f. – Die Habsburger (wie A.12), S. 271 (Porträt). – Josef Engel, Fünf auserlesene Verehrerinnen des allerheiligsten Sakramentes aus dem Hause Habsburg, Innsbruck 1912, S. 12–23. – Josef Hättenschwiler, Die Herz-Jesu-Stiftung in Hall, Innsbruck<sup>2</sup> 1931, S. 1–15.

<sup>38</sup> (Josef Hättenschwiler), Ein Palmzweig auf das Grab eines Verbannten, Sendbote des göttlichen Herzens Jesu 58, 1922, S. 90. – Josef Gelmi, Kaiser Karl und Tirol, in: Kaiser I. (IV.) (wie A.2) S. 173–200 (hier S. 186).

<sup>39</sup> Abgebildet bei Hättenschwiler, Herz-Jesu-Stiftung S. 67.

<sup>40</sup> Positio, Summ. test. p. 865 f.

Haupt, der *Souverän* des Tiroler Bundes, der *Bundesherr*. Die deutsch-nationalen Kreise hatten mit diesen Worten wenig Freude, doch umso mehr die vielen aus dem Volke.<sup>41</sup> Nach Friedensschluss wollte er auch seinen Einfluss dahingehend geltend machen, dass die Priesterseminare der Monarchie nach dem Vorbild des Innsbrucker Canisianums geführt würden, denn an der Herz-Jesu-Verehrung der „Canisianer“ hatte er besondere Freude.<sup>42</sup> Die Verbindungen mit dem Land Tirol blieben auch in seinem Schweizer Exil aufrecht. Als Maria Rumer, eine Kunsthistorikerin aus Innsbruck, den Diener Gottes in Hertenstein besuchte, wollte sie ihm gegenüber ein Treueversprechen ablegen. Karl ließ das nicht zu, da er erfahren hatte, sie habe Jungfräulichkeit gelobt und sei also eine Gottgeweihte. So sprach sie dann in der Hauskapelle in seiner Gegenwart und im Beisein von Bischof Seydl die Tiroler Bündnisformel.<sup>43</sup>

Das Schutzengelfest des Jahres 1918, der 2. Oktober also, muss als besonders denkwürdiger Tag hervorgehoben werden. Es war der Tag, an dem der sechsjährige Kronprinz Erzherzog Otto zum ersten Mal die Eucharistie empfangen sollte.<sup>44</sup> Der Kaiser selbst betete die Konsekrationsformel zum Herzen Jesu vor, und es heißt, er habe dies mit Festigkeit und Glut getan und seine ganze Seele in diese Worte gelegt.<sup>45</sup> Die Chronik der Pfarre Reichenau hält darüber fest:

Alle Schulkinder von Reichenau gingen am selben Tag zur hl. Kommunion um 8.30 Uhr in der Schlosskapelle im kaiserlichen Schloss Wartholz. Bischof Dr. Ernst Seydl las die hl. Messe. Kardinal Piffl war anwesend. Es assistierte Dr. Heinrich Giese von St. Gabriel als Katechet des Kronprinzen. Die Kaiserin hatte ihn selbst unterrichtet und betete mit ihm die Tugendakte. Die ganze kaiserliche Familie ging gleichzeitig zur hl. Kommunion, zuerst der Prinz, dann der Kaiser und die Kaiserin. Das ganze Hofpersonal hatte Exerzitien gemacht und kommunizierte denselben Tag. Auch Pfarrer Goldstein hatte die Auszeichnung, assistieren zu dürfen. Bei diesem kaiserlichen Familienfest wurde vor obiger Herz-Jesu-Statue durch die kaiserliche Familie eine Weihe des Kaiserhauses vorgenommen.<sup>46</sup>

In ihrer Zeugenaussage im Rahmen des Informativprozesses hat Ihre Majestät Zita zu Protokoll gegeben, Kaiser Karl habe damals an diesem 2. Oktober auch alle Völker der Monarchie in den Weiheakt eingeschlossen. Er sei auch fest entschlossen gewesen, diese Weihe offiziell und öffentlich zu wiederholen, aber durch die Novemberrevolution daran gehindert worden.<sup>47</sup> Ja, er hatte damals sogar daran gedacht, das Herz-Jesu-Fest nach Friedensschluss zum staatlichen Feiertag zu erklären.<sup>48</sup> Dazu ist es freilich nicht mehr gekommen. Doch wird er diesen Konsekrationsakt im Rahmen seiner Familie dann an jedem Herz-Jesu-Freitag erneuern.<sup>49</sup> Die Förderung der Familienweihe hatte das Wiener Ordinariat kurz zuvor den Seelsorgern eindringlich empfohlen.<sup>50</sup>

Der selige Karl von Österreich hatte die Verehrung des Heiligsten Herzens und die Anbetung Jesu im Altarsakrament nicht in einem getrennten Nebeneinander verstanden, sondern in Einheit und Verbundenheit. Der Kaiser hatte die ganze Jesus-Wirklichkeit im Blick, und dieses Mit- und Ineinander in der Zuwendung zum Göttlichen Herzen und zur Eucharistie wird sich oft beobachten lassen. Im Altarsakrament wusste er das leidende und liebende Herz Jesu gegenwärtig.<sup>51</sup>

Ein bisher wenig bekanntes Detail, das sich in der Chronik der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Laxenburg<sup>52</sup> unter dem 9. Jänner 1918 aufgezeichnet findet, sei hier mitgeteilt:

*Der kaiserliche Hof hat in Laxenburg im „Blauen Hof“ Wohnung genommen und S. Majestät, Kaiser Karl, fährt jeden Tag mit seinem Auto um 8 Uhr nach Baden ins Kriegskabinett und da sieht er immer, wenn er an der Kapelle vorbeifährt, fromm zum Fenster hinauf, um das Allerheiligste zu grüßen. Auch heute macht er es so ... (Diese Anbetungskapelle befand sich damals in der Nord-West-Ecke des Klostertraktes im 1. Stock.)*

Das fügt sich gut in das überlieferte und bekannte Bild ein: Der Kaiser fuhr an keiner Kirche vorbei, ohne Jesus im Sakrament zu grüßen und ihm Ehre zu erweisen.<sup>53</sup> Dies lehrte er auch seine Kinder: Sie sollten ein Kreuzzeichen machen, wenn sie im Wagen an einer Kirche vorbeikamen.<sup>54</sup>

Für den *eucharistischen Kaiser*, wie Fischer-Colbry, Bischof von Kosice, ihn nannte, zählten die Herz-Jesu-Litanei und die Tagzeiten des Herzens Jesu zu seinen bevorzugten Gebeten.<sup>55</sup> Er bestand darauf, bei der Silvesterandacht 1918 in Schloss Eckartsau, als alles verloren schien, das *Te Deum* zu singen,<sup>56</sup> und sprach auf dem Weg in das Schweizer Exil das Wort: *Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich!*<sup>57</sup> Er wird diesen Akt des Vertrauens immer im Herzen tragen.

In der Kapelle der Villa Prangins am Genfer See, wo die kaiserliche Familie Asyl gefunden hatte, gibt es dann eine Herz-Jesu-Statue, vor der ständig eine Lampe brennt. Der Herz-Jesu-Freitag wird jeweils in Feierlichkeit begangen: Am Morgen die hl. Messe als *missa cantata*, zelebriert von Bischof Dr. Ernst Seydl und mit den beiden Erzherzogen Otto und Robert als Ministranten.<sup>58</sup> Der kleine Karl Ludwig spricht laut sein Gebet: *Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich. Erbarme dich des Vaterlandes, schließe alle Lieben in dein Herz und bring uns alle bald wieder glücklich nach Hause zurück!* Am Abend, bei der Segensandacht, wird die Litanei gebetet und das Weihegebet gesprochen. Dann erklingt das Bundeslied: *Auf, zum Schwure, Volk und Land!*<sup>59</sup> Darüber hinaus gab es an jedem Freitag eine eigene Herz-Jesu-Andacht in der Hauskapelle.<sup>60</sup>

<sup>41</sup> Positio, Summ. test. p. 212, 584; vgl. 403, 600.

<sup>42</sup> Positio, Summ. test. p. 217.

<sup>43</sup> Positio, Summ. test. p. 297.

<sup>44</sup> Das Andenken-Bildchen wiedergegeben bei Stephan Baier, Eva Demmerle, Otto von Habsburg. Die Biografie, Wien 2002, S. 59.

<sup>45</sup> Positio, Summ. test. p. 865.

<sup>46</sup> Beiträge zur Wiener Diözesangeschichte 15, Wien 1974, S. 43. – Die Herz-Jesu-Statue stand links vom Altar und war in der Chronik abgebildet. – Vgl. Positio, Summ. test. p. 32.

<sup>47</sup> Positio, Summ. test. p. 556; vgl. p. 162 f.

<sup>48</sup> Positio, Summ. test. p. 444. – Hier ist die Parallele zu König Ludwig XVI. von Frankreich nicht zu übersehen, der sich nach Ausbruch der Revolution mit ähnlichen Gedanken getragen hatte.

<sup>49</sup> Positio, Summ. test. p. 556.

<sup>50</sup> Wiener Diözesanblatt 1918, Nr. 6.

<sup>51</sup> *Le due devozioni-cardinali nella vita del Servo di Dio spettavano alla Santissima Eucaristia ed al Sacratissimo Cuore di Gesù. Da queste due devozioni sgorgava l'intera vita spirituale sua: il sofferente e l'amante Cuore di Gesù nella Santissima Eucaristia ...* Positio, Summ. test. p. 555 (deposizione di Zita).

<sup>52</sup> Seit 1913 Provinzhaus der Provinz Wien-Niederösterreich.

<sup>53</sup> Positio, Summ. test. p. 94.

<sup>54</sup> Positio, Summ. test. p. 211.

<sup>55</sup> Positio, Summ. test. p. 160, 556, 606, 790, 872.

<sup>56</sup> Rudolf Graber, Die Marienliebe Kaiser Karls. Predigt, in: Jahrbuch der Gebetsliga 1957, S. 15. – Positio, Summ. test. p. 602. – Nach dem zweiten Restaurationsversuch betete Karl das *Te Deum* täglich. Positio, Summ. test. p. 226, 230, 249, 341, 390 f., 602 f., 615, 688, 728 f.

<sup>57</sup> Positio p. 556.

<sup>58</sup> Vgl. Positio, Summ. test. p. 86, 333, 351, 563.

<sup>59</sup> Ernst Seydl, Ein Herz-Jesu-Freitag in der Villa Prangins, in: Sendbote des göttlichen Herzens Jesu 57, 1921, S. 41–43. – Positio, Summ. test. p. 154.

<sup>60</sup> Positio, Summ. test. p. 67.

Im Kinderzimmer finden wir einen kleinen Hausaltar und auf diesem ein Herz-Jesu-Bild, vor dem die Kinder ihre Gebete verrichteten.<sup>61</sup> Doch nicht nur die Kinder fanden Hilfe durch das Anschauliche. Der Kaiser selbst hatte auf seinem Schreibtisch ein Herz-Jesu-Bild<sup>62</sup>, ebenso in der Nähe seines Bettes<sup>63</sup>. Er ließ auch Herz-Jesu-Bilder für seine Schwiegermutter, für seine Schwäger und Schwägerinnen malen und in Silber rahmen und verwendete sie so als Weihnachtsgeschenke.<sup>64</sup>

Die oben erwähnte Herz-Jesu-Statue übersiedelte nach dem ersten und missglücktem Restaurationsversuch mit der kaiserlichen Familie nach Hertenstein am Vierwaldstättersee. Auch hier richtete Karl sogleich eine Hauskapelle ein, an deren Wand die gestickte Inschrift zu lesen war: *Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich!*<sup>65</sup> Immer wieder fiel die tiefe Sammlung des Kaisers auf, wenn er betete. Man hatte den Eindruck: *Hier kniet ein Engel.*<sup>66</sup>

Beim zweiten Restaurationsversuch flog Karl in Begleitung seiner Gemahlin in das Hinterland von Ödenburg (20. Oktober 1921) und bezeichnenderweise hatte das Paar die Herz-Jesu-Statue aus der Kapelle von Hertenstein mit sich genommen.<sup>67</sup> Sie begleitete dann die Exilanten nach Madeira und ist dann wieder in der Kapelle der Villa in Lequeitio im Baskenland zu finden, wo nach dem Tod Karls seiner Frau und seinen Kindern eine Bleibe gegönnt sein sollte.<sup>68</sup>

*Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen* (1 Joh 4,16a). Der Kaiser hat stets Zeugnis für die Wahrheit der Liebe Jesu abgelegt, *durch ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Hilfe*<sup>69</sup>. *Wenn er von Unserer Lieben Frau oder vom Heiligsten Herzen Jesu sprach, dann begann er zu strahlen*<sup>70</sup>, und am 14. Februar 1919 schrieb er von Eckartsau aus an den Wiener Erzbischof Kardinal Gustav Piffel (1864–1932): *Das Heiligste Herz Jesu und die heiligste Mutter Gottes haben das Haus Habsburg immer beschützt und errettet;*<sup>71</sup> und im April desselben Jahres, bereits im Schweizer Exil, richtete er an Papst Benedikt XV. die Worte: *Ich verliere nicht den Mut und habe insbesondere das Vertrauen, dass das Heiligste Herz Jesu das Land, das ihm geweiht ist, nicht fallen lassen wird.*<sup>72</sup> Aufforderungen, dem Herzen des Herrn ein unbegrenztes Vertrauen zu schenken, finden sich auch in Briefen an seine Gemahlin Zita<sup>73</sup>, desgleichen in Gesprächen mit Bedrückten aller Art: *Das Heiligste Herz Jesu wird helfen! – Er sagte das mit großer Überzeugung...*<sup>74</sup> Oder er ermutigte mit den Worten: *Das Heiligste Herz Jesu wird das schon machen!*<sup>75</sup>

Ist das Vertrauen des Seligen enttäuscht worden? Ebenso wenig wie das Vertrauen Jesu auf seinen Vater. Das Leben der Heiligen trägt nicht die Signatur des Erfolges, sondern die des Kreuzes.

Dieses Vertrauen auf die allmächtige Güte Christi erreichte auf Madeira seine Vollendung. Er hoffte im Herzen seines Meisters die ersehnte Ruhe zu finden, in jenem Herzen, *das immer seine Zuflucht, sein Vertrauen, seine absolute Hoffnung gewesen war.*<sup>76</sup> Er betete täglich den Rosenkranz und die drei Litaneien: zum Heiligsten Herzen Jesu, die Lauretanische und die Litanei vom hl. Joseph; ferner das Te Deum und Psalm 90 (91).<sup>77</sup> Immer hörte man, wie er in seiner Todeskrankheit das Herz Jesu anrief.<sup>78</sup> Seine Kinder empfahl er einzeln und namentlich der Liebe des Göttlichen Herzens.<sup>79</sup> Unter dem Kopfpolster des Todkranken lag ein Herz-Jesu-Bild<sup>80</sup>, und immer wieder küsste er dieses Bild, wenn es ihm an die Lippen gehalten wurde<sup>81</sup>. Am Morgen des 31. März 1922, als Gräfin Mensdorff den Sterbenden umbettete, hörte sie dessen Worte: *Es ist doch gut, das es ein Vertrauen auf das Heiligste Herz Jesu gibt. Sonst wäre das alles nicht zu ertragen.*<sup>82</sup> Und eines seiner letzten Worte an seine Gemahlin war gewesen: *Im Herzen Jesu werden wir uns wiedersehen!*<sup>83</sup>

Die Bitte um Seligsprechung ist am 3. Oktober 2004 erhört worden. Karl hat seinen Thron verloren, doch nun die Ehre der Altäre erlangt – ein „Ort“, von dem aus er seinen Völkern in viel ausgedehnterer Weise dienen kann, als es zur Zeit seines irdischen Lebens möglich gewesen wäre.

*Anschrift des Autors:* Dr. theol. Ildefons Manfred Fux  
Kohlreithstraße 20  
A-3040 Neulengbach

<sup>76</sup> Positio, Summ. test. p. 872.

<sup>77</sup> Positio, Summ. test. p. 611; vgl. p. 821.

<sup>78</sup> Positio, Summ. test. p. 437; 393 f.

<sup>79</sup> Positio, Summ. test. p. 438.

<sup>80</sup> Feigl (wie A.16) S. 534.

<sup>81</sup> Giovanna Brizi, Das religiöse Leben des Kaisers Karl, in: Kaiser Karl I. (wie A.2) S. 35–90, hier S. 88.

<sup>82</sup> Hans Karl Zessner-Spitzenberg, Ein Kaiser stirbt, Altenstadt (1963) S. (23). – Vgl. Positio, Summ. test. p. 160, 384. – Geänderter Wortlaut bei Feigl (wie A.16) S. 534.

<sup>83</sup> Positio, Summ. test. p. 556.

<sup>61</sup> Positio, Summ. test. p. 102; vgl. 152.

<sup>62</sup> Positio, Summ. test. p. 316.

<sup>63</sup> Positio, Summ. test. p. 866.

<sup>64</sup> Ebd.

<sup>65</sup> Sendbote des göttlichen Herzens Jesu 58, 1922, S. 90

<sup>66</sup> Positio, Summ. test. p. 95.

<sup>67</sup> Sendbote des göttlichen Herzens Jesu 60, 1924, S. 60. – Die Verifizierung dieser Nachricht hat sich als schwierig erwiesen. Kaiserin Zita berichtet darüber nichts: Unser Flug nach Ungarn, in: Ernst J. Görlich, Der letzte Kaiser – ein Heiliger? Stein a. Rhein<sup>3</sup> 1988, S. 171–182.

<sup>68</sup> Sendbote 60, 1924, S. 60.

<sup>69</sup> Positio, Summ. test. p. 854.

<sup>70</sup> Positio, Summ. test. p. 867.

<sup>71</sup> Positio, Super scriptis p. 24.

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Positio, Summ. test. p. 600.

<sup>74</sup> Positio, Summ. test. p. 605.

<sup>75</sup> Positio, Summ. test. p. 226.

#### Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

#### Herausgeber und Redakteur:

Dr. David Berger, Manteuffelstraße 9, D-51103 Köln

E-mail: DavidBergerK@aol.com

**Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.**

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

**Internetseite:** www.theologisches.net

**Druck:** Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg

An den Verlag sind auch Bestellungen und Beanstandungen zu richten.

**Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.)**  
**Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)**  
**Konto 297 611-509 · BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)**

#### Für Auslandsüberweisungen:

Postbank: IBAN DE18 3701 0050 0297 6115 09, BIC PBNKDEFF

Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODEDIPAX

Wir freuen uns über einen freiwilligen Spendenbeitrag im Jahr von 15,- € oder mehr.

ISSN 1612-6165

**Gibt es eine Ethik ohne Gott?****Anmerkungen zur Frage der absoluten Verankerung sittlicher Werte und Normen**

Die mit der Frage, ob es eine Ethik ohne Gott geben könne, angesprochene Problematik ist nicht rein akademischer Natur, sondern weist praktische Implikationen auf, die in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden dürfen. Vor allem aber gilt es dabei zu klären, *ob und in welchem Sinn* überhaupt von einer „Ethik ohne Gott“ gesprochen werden kann.

**Was ist Ethik?**

Obwohl das Wort „Ethik“ in aller Munde ist und beispielsweise in Zusammenhang mit Fragen der Bioethik, der Wirtschaftsethik und der politischen Ethik Verwendung findet, ist sein Inhalt nicht immer klar bestimmt.

Die entscheidende Frage für den wissenschafts- und technikabhängigen Menschen lautet: *Darf der Mensch alles, was er kann?* Oder gibt es Grenzen des Handelns, die er respektieren muss, um sein eigenes Wohl, das anderer Menschen oder die Sorge für nichtmenschliche Lebewesen nicht zu gefährden? Die Frage ist noch umfassender und tiefgehender auch so formuliert wollen: *Was sollen oder wollen wir können?*<sup>1</sup> D. h. wie kann ein „gutes Leben“ gelingen? Welche Ziele sind wirklich erstrebenswert? Was dient dem Menschen als Krone der Schöpfung und Ebenbild Gottes wirklich? Was kann er vor sich selbst, vor anderen und letztlich vor Gott verantworten?

Das lateinische Wort „mos“ und das griechische Wort „éthos“ können sowohl Sitte wie auch Sittlichkeit bezeichnen. „Sitte“ im Sinn von Brauch, Gewohnheit, festgelegter, sozial akzeptierter und eingeforderter Verhaltensweise ist zu unterscheiden von „Sittlichkeit“ (Ethos) als Inbegriff zu übernehmender Verantwortung für die Gesinnung und die Handlungen im Hinblick auf Gut und Böse.

Während der Begriff Ethos auf die faktisch vorfindliche Sittlichkeit in ihren gesinnungsmäßigen, praktischen und rechtlichen Ausformungen Bezug nimmt, ist Ethik die „Wissenschaft von der Sittlichkeit“. Sie reflektiert auf „Sittlichkeit“, deren wissenschaftliche Begründung, auf deren rational und argumentativ ausgewiesene Inhalte (Werte und Güter, Gebote und Normen) sowie auf die Anwendungen sittlicher Einsichten in bestimmten Kontexten und Umständen. Dabei ist die philosophische von der theologischen Ethik zu unterscheiden. Die philosophische Ethik wird auch als *Moralphilosophie* bezeichnet, während die theologische Ethik den Namen *Moraltheologie* erhalten hat.

Die philosophische Ethik bedient sich der Vernunft und der von ihr geleiteten Erfahrung als einzigem Erkenntnismitel, während sich die theologische Ethik zudem vom Glauben an die göttliche Offenbarung leiten lässt. Beide sind komplementär aufeinander angewiesen und stehen trotz möglicher Spannungen letztlich nicht im Gegensatz zueinander. Einseitigkeiten der Wahrnehmung im ethischen Bereich können begründet sein im *Fideismus* (allein der Glaube zählt) sowie im *Rationalismus* (allein die Vernunft zählt). Demgegenüber gilt in katholischer Sichtweise das recht verstandene „Sowohl – als auch“, wie es Papst Johannes Paul II. in seiner programmatischen Enzyklika über „Fides et ratio“ festgestellt hat:

„Glaube und Vernunft (*Fides et ratio*) sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt. Das Streben, die Wahrheit zu erkennen und letztlich ihn selbst zu erkennen, hat Gott dem Menschen ins Herz gesenkt, damit er dadurch, dass er Ihn erkennt und liebt, auch zur vollen Wahrheit über sich selbst gelangen könne (vgl. *Ex* 33, 18; *Ps* 27 [26], 8–9; *Ps* 63 [62], 2–3; *Joh* 14, 8; *1 Joh* 3, 2).“<sup>2</sup>

In dieser Perspektive ergeben sich bestimmte Zuordnungen der Aufgaben und Kompetenzen sowohl für die philosophische wie auch für die theologische Ethik: Um ihren Auftrag erfüllen zu können, „muss sich die Moraltheologie einer der Wahrheit des Guten zugewandten *philosophischen Ethik* bedienen; einer Ethik also, die weder subjektivistisch noch utilitaristisch ist. Die erforderliche Ethik impliziert und setzt eine philosophische Anthropologie und eine Metaphysik des Guten voraus.“<sup>3</sup>

Zu den *wesentlichen Aufgaben philosophischer Ethik* gehören folgende Anliegen: Es geht um eine Klärung der sittlichen Aspekte menschlicher Praxis; um Findung und Formulierung von Werturteilen mit dem Anspruch auf Wahrheitsgeltung; um ethische Argumentation als normative Begründung und Kritik sittlicher Verhaltensweisen und um die Herausstellung der grundlegenden Einsicht, dass sittliches Handeln in keinem Fall der Willkür unterworfen ist, sondern Ausdruck einer unverzichtbaren Qualität darstellt: nämlich von „Humanität“ im besten Sinn des Wortes.

Auf diesem Hintergrund wird dann die anfangs gestellte Frage auch lauten können, *ob es denn sittlich verantwortliches Handeln auch ohne Voraussetzung des Gottesglaubens geben könne*. Ja noch präziser: *Ob denn die Ethik als Wissenschaft von der Begründung, den Inhalten und Anwendungen von Sittlichkeit überhaupt denkbar ist ohne philosophische oder theologische Voraussetzung dessen, dass es Gott gibt?* Es scheint, hier wiederholt sich die alte, von manchen als blasphemisch empfundene Frage der Moralphilosophie und -theologie, ob es sittliche Werte und Normen geben könne, „etsi Deus non daretur.“<sup>4</sup>

**Wer ist Gott?**

Insofern der Mensch auf Erden keine unmittelbare Erkenntnis des göttlichen Wesens besitzt, sondern dieses nur indirekt in der Weise einer gleichsam im Dunkeln tastenden Annäherung aus den Werken Gottes in der Schöpfung erschließen kann, kann der Mensch eher sagen, was Gott nicht ist, als was er wirklich ist.<sup>5</sup> Diese prinzipiell „negative (philosophische) Theologie“ wird durch die Offenbarung Gottes in gewisser Weise überholt, da Gott sich im „Wort“ selbst aussagt und mitteilt. Dennoch bleibt auch innerhalb dessen das Prinzip der Analogie gewahrt, wonach zwischen Schöpfer und Geschöpf keine noch so große Ähnlichkeit ausgesagt werden

<sup>1</sup> Vgl. Dietmar Mieth, Was wollen wir können? Ethik im Zeitalter der Biotechnologie, Freiburg i. Br. 2002.

<sup>2</sup> Johannes Paul II., Enzyklika „Fides et ratio“ über das Verhältnis von Glaube und Vernunft vom 14. 9. 1998 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 135), Einleitung.

<sup>3</sup> Johannes Paul II., Fides et ratio, Nr. 91.

<sup>4</sup> Vgl. Matthias Laarmann, Etsi deus non daretur, in: LThK<sup>3</sup>, Bd 3, 942.

<sup>5</sup> Vgl. Thomas von Aquin, STh I q. 2.



kann, ohne dass diese Benennung nicht eine noch größere Unähnlichkeit in sich einschließt.<sup>6</sup>

Nach welchem Gott fragen wir überhaupt in dieser Erörterung? Geht es um den „Gott der Philosophen und Gelehrten“ oder um den „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, wie es Blaise Pascal formuliert hat?<sup>7</sup> Hilfreich kann es hier sein, auf die grundlegende Einheit aller Wahrheit in Gott hinzuweisen. Es gibt unter dieser Voraussetzung sowohl eine echte philosophische Möglichkeit, das Dasein Gottes und bestimmte Eigenschaften seines Wesens zu erkennen, ja sogar zu „erweisen“, als auch die theologische Berechtigung der Rede von Gott aufgrund der in Jesus Christus ergangenen Offenbarung. *Verschieden sind die Zugangsweisen zum Geheimnis Gottes; Gott selber lässt sich jedoch nicht trennen und aufspalten* in einen „Gott der Philosophen“ und in einen „Gott der Theologen“. Von daher kann man die auf das Gottesgeheimnis bezogenen Erkenntnisse einer „philosophia perennis“ sowie die dogmatischen Aussagen über Gott, wie sie in der katholischen Theologie festgehalten werden, folgendermaßen zusammenfassen:

Gott ist das absolut vollkommene Wesen; er ist der Ursprung und Schöpfer aller Dinge. Er ist das Ziel der Schöpfung und ihr Vollender. Er allein ist „der Gute“ schlechthin. Gott in seiner ewigen Existenz „ruht“ in sich; Gott verdankt sich niemand anderem. Er ist reiner Geist, erhaben über seine Schöpfung (transzendent), von ihr verschieden und doch durch sein erhaltendes Wirken und seine Vorsehung in ihr zuinnerst gegenwärtig (immanent). Gott ist gerecht und barmherzig, allwissend und allmächtig. Er ist der Heilige, der absolute Herr, der dennoch freie Wesen erschaffen hat, die dazu berufen sind, ihn zu lieben und ihm zu dienen. In Jesus Christus hat das ungeschaffene und ewige Wort Gottes Fleisch angenommen. Gott ist auf diese Weise Mensch geworden in der Zeit, ohne sein Gottsein aufzugeben oder zu verlieren. Im Heiligen Geist, der dritten göttlichen Person, heiligt und vollendet Gott das Werk seiner Liebe im Hinblick auf den Menschen und die ganze Schöpfung.

Das sittlich gute Handeln des Menschen bringt die Dimension seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen zum Ausdruck. Der Mensch ist berufen, freier Mitarbeiter Gottes zu sein und ihm zu dienen. Erlöst von der Sünde und erfüllt vom göttlichen Leben ist er aufgerufen, in der Gemeinschaft der Kirche dank der Gnade Christi das Heil zu wirken.

Unter der Voraussetzung der philosophischen und theologischen Bejahung der Existenz Gottes im beschriebenen Sinn wird man sagen können: *Sittliches Handeln und ebenso die darauf bezogene Wissenschaft (Ethik) ist ohne (zumindest impliziten) Gottesbezug nicht möglich.*

### **Chancen und Grenzen des rationalen ethischen Diskurses**

Als kritischer Zeuge für die Beurteilung des gegenwärtigen weltanschaulichen und religiösen Pluralismus erweist sich Jürgen Habermas. Dieser steht im Hinblick auf seine maßgebliche Rolle bei der Etablierung der „Kritischen Theorie“ als einer Form des erneuerten marxistischen Denkens am wenigsten in Verdacht, einer möglicherweise als Instrument

der Herrschaftssicherung dienenden Religion das Wort reden zu wollen. In unserer Analyse interessiert dabei vor allem der Bezug von Ethik und religiösem Glauben.

Habermas hat sich prinzipiell von einer metaphysischen Basis zur Absicherung seiner Postulate der Theorie und Praxis kritischer gesellschaftlicher Emanzipation verabschiedet. Doch selbst für ihn gibt es einen Rest unvermittelbarer Kontingenz des Menschseins, mit dem man sich abfinden müsse: Ein gewisses Maß von Leid, Krankheit und Verlassenheit und in jedem Fall der Tod müssten gleichsam klag- und trostlos hingenommen werden.<sup>8</sup>

Genau dies offenbart die Brüchigkeit seines Ansatzes, was er in den letzten Jahren selbst zunehmend erkannt hat. Wenn Jürgen Habermas in seinem nachdenklich werdenden Alter von der „entwurzelten Moderne“ spricht und nach diskursfähigen Lösungen für den konflikträchtigen Themenbereich von „Glauben und Wissen“ sucht, dann gibt er als Nichtglaubender gewisse Hinweise, die auch und gerade von glaubend denkenden Menschen ernst genommen werden sollen. Wünschenswert ist nach seiner Meinung ein „Reflexionsschub“, ohne den die „Monotheismen in rücksichtslos modernisierten Gesellschaften ein destruktives Potential“ entfalten könnten.<sup>9</sup> Es wäre dabei sowohl für die Repräsentanten der „pluralisierten Vernunft des Spätbürgertums“ wie auch für die Vertreter von Glaubensüberzeugungen eine osmotische Öffnung jeweils zur anderen Seite hin nötig.<sup>10</sup>

Freilich kann eine solche Position den Gottesglauben nur als Hypothese oder als regulativen Leitgedanken für den ethischen Diskurs akzeptieren. Jede Art von dogmatischer Festlegung und letztgültiger Verbindlichkeit verbietet sich gemäß den Voraussetzungen von Habermas. Dies ist eine Sichtweise, wie sie in gewisser Weise auch dem von Hans Küng propagierten Weltethos zugrunde liegt.<sup>11</sup>

Begrüßenswert ist jedenfalls die Anregung zu einer reflexiven Selbstvergewisserung religiöser Überzeugungen. Gerade der christliche Glaube ist in dieser Weise nicht als „Fundamentalismus“ zu bezeichnen, da er stets offen ist für die Vernunft. Von daher ist auch das theologische Denken immer wieder neu in Gang zu bringen. Brücken zu einer diskursiven Auseinandersetzung mit anderen religiösen und weltanschaulichen Auffassungen sind möglich und wünschenswert. Diese geistige Auseinandersetzung zwischen „fides“ und „ratio“ kommt nach Auffassung von Habermas auch der säkularen Vernunft zu Gute, die selber in Gefahr ist, als „überanstrengte Vernunft“ an sich selber zu verzweifeln.<sup>12</sup>

Wenn die Idee Gottes für Habermas überhaupt relevant sein soll, dann nur in der Form einer Bejahung des höchsten Wesens als eines „Gottes freier Menschen“. Dies bleibt er nach seiner Auffassung nur solange, als die absolute Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht eingeebnet wird.<sup>13</sup> Ein solches Gottesbild kann sich als hilfreich erweisen, dem Menschen jene Grenze zu setzen, die ihn vor sich

<sup>8</sup> Vgl. Günter Rohrmoser, *Das Elend der kritischen Theorie*, Frankfurt 1976; ders., Habermas, in: Karl-Heinz Weger (Hg.), *Religionskritik von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Freiburg 1979, 132–136.

<sup>9</sup> Jürgen Habermas, *Glauben und Wissen* (Rede beim Empfang des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 14. 10. 2001), Frankfurt am Main 2002, 14.

<sup>10</sup> Ebd., 15.

<sup>11</sup> Vgl. Josef Spindelböck, *Von der Notwendigkeit und den Grenzen des ethischen Diskurses. Grundsätzliche Klärungen im Kontext gegenwärtigen ethischen Problembewusstseins*, in: *Verantwortete Freiheit. Beiträge zur theologischen Ethik*, Kleinrain 2004, 76–89.

<sup>12</sup> Vgl. Habermas, *Glauben und Wissen*, 27.

<sup>13</sup> Ebd., 28.

<sup>6</sup> Vgl. 4. Laterankonzil, 1215, Kap. 2, in: DH 806: „...quia inter creatorem et creaturam non potest tanta similitudo notari, quin inter eos maior sit dissimilitudo notanda.“

<sup>7</sup> Vgl. Blaise Pascal, *Memorial von seiner Bekehrung in der Nacht des 23. November 1654*, in: Blaise Pascal, *Gedanken über die Religion und einige andere Themen*. Herausgegeben von Jean-Robert Armogathe. Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Kunzmann, Stuttgart 1997, 484–485, Nr. 913.

selber schützt: Denn ein Mensch, „der einen anderen Menschen *nach eigenem Belieben* in seinem natürlichen Sosein“ festlegte, würde zugleich damit „auch jene gleichen Freiheiten zerstören, die unter Ebenbürtigen bestehen, um deren Verschiedenheit zu sichern“<sup>14</sup>. Eben dieser „strenge Universalismus der gleichen Achtung für jeden“ sei in den komplexen Lebensverhältnissen pluralistischer Gesellschaften normativ zu fordern.<sup>15</sup>

Mit diesen Andeutungen scheint Habermas den Weg frei zu machen für *eine mit dem neuzeitlichen Freiheitsverständnis kompatible Wiederentdeckung des Gottesglaubens*. Die marxistische Deutung des Menschen und seiner Gesellschaft tritt in den Hintergrund, wohl auch aufgrund der durch die Geschichte des real existierenden Sozialismus widerlegten theoretischen und praktischen Ansprüche. Von daher ergibt sich für Glaubende die Chance, gerade die christliche Gemeinschaft als Ort echter Anerkennung von Gleichen unter Gleichen neu zu erfahren. Denn herrschaftsfreier Diskurs wird nicht in Systemen des (Neo-)Marxismus oder anderer Denkrichtungen antizipiert, sondern er wird dort realisiert und sogar überboten, wo zwei oder drei im Namen Christi versammelt sind (vgl. Mt 18,20).<sup>16</sup>

### Wie weit kommt eine Ethik ohne Gott?

In methodischer Ernsthaftigkeit und ohne vorschnelle Entlastung jener Glaubenden, für die ohnehin klar ist, dass man sittlich verantwortlich „nur“ aus dem Gottesglauben heraus handeln kann, soll gefragt werden nach möglichen Leistungen einer „Ethik ohne Gott“. Können Atheisten und Agnostiker oder Anhänger anderer Weltanschauungen ohne personalen Gottesglauben zu letzten Maßstäben sittlichen Handelns gelangen, die als leitende Kriterien wirksam sind und einen echten Umgang mit Verantwortung implizieren?

In abstracto trifft der Ausspruch Dostojewskis in „Die Brüder Karamasow“ zu: „Wenn es Gott nicht gibt, dann ist alles erlaubt!“<sup>17</sup> Dies darf jedoch nicht dazu führen, die Existenz gewisser Korrelate für das Absolute bei dezidiert ungläubigen oder einfach nicht an Gott glaubenden Menschen zu verneinen. Nicht jeder, der den Gottesglauben nicht teilt, ist deswegen schon ein Nihilist oder Relativist, obwohl er es, konsequent gedacht, eigentlich sein müsste.

Sind tatsächlich – aus einer religiösen Perspektive heraus gefragt – alle Handlungen der Heiden und Ungläubigen Sünden<sup>18</sup>, oder können Nichtglaubende auch wirklich Gutes tun? Ist in ihnen vielleicht sogar auf verborgene Weise die Gnade Gottes bereits wirksam, auch wenn sie selbst nicht darum

wissen, jedoch bestrebt sind, ihrem Gewissen zu folgen und es entsprechend ihren Möglichkeiten recht zu bilden?<sup>19</sup>

*Ein möglicher Ansatzpunkt für ein auch bei Nichtglaubenden gegebenes Ethos ist die Rede von der Menschenwürde*. Freilich wird dieser Begriff zu einer unverbindlichen und beschwichtigenden Leerformel, wenn er nicht gekoppelt ist mit einem unverfügbaren Inhalt von Rechten und Pflichten, welche der Mensch als ihm vor- und aufgebene anerkennt.

Auch der Ungläubige und Nichtglaubende hat Zugang zu naturalen Selbstverständlichkeiten seines Daseins. Er weiß, dass von bestimmten isolierten Gegensatzpaaren jeweils das eine dem anderen vorzuziehen ist: Gesund sein ist besser als krank sein, frei sein ist besser als ein Sklave zu sein, zu leben ist besser als tot zu sein. Offenbar handelt es sich hier um die *Erkenntnis ursprünglicher, mit dem Menschsein gegebener Neigungen und Handlungsziele*, die keineswegs den Rang des Subjektiven oder Beliebigen, ja nicht einmal den Charakter des Zeit- oder Ortsabhängigen haben, sondern eine schlechthin geltende praktische Wahrheit für das menschliche Leben zum Ausdruck bringen, in diesem Sinn also objektiv sind.<sup>20</sup> Es lohnt sich, eine tiefere Reflexion über diese naturalen Ziele des Menschseins durchzuführen, wie es Johannes Messner getan hat.<sup>21</sup>

Es ist dann „nur“ noch jener entscheidende Schritt zu machen, dass der auf diese Weise sittlich gebundene Mensch auch zur *Anerkennung Gottes als Ursprung des in der Menschennatur anwesenden und wirksamen Sittengesetzes* kommt.

### Pluralismus der Überzeugungen und christliche Leitkultur

In der gesellschaftspolitischen Diskussion spielt der Begriff der „multikulturellen Gesellschaft“ eine wichtige Rolle. Man versteht darunter weniger ein Nebeneinander oder eine Verschmelzung, als vielmehr ein Ineinander der Kulturen, die dennoch nach positiver Leseart in ihrer Eigenart bewahrt werden sollen. Von Kritikern des Konzepts wird befürchtet, dass die Vermischung der Kulturen der jeweiligen Identität abträglich ist und sich negativ auf das Wertgefälle der Gesellschaft auswirkt. Bestimmte Leitwerte der Menschlichkeit und grundlegende Werthaltungen, die teilweise auch in festen Glaubensüberzeugungen wurzeln, seien in Gefahr, zugunsten einer postmodernen, „multikulturellen“ Beliebigkeit preisgegeben zu werden.

Demgegenüber sei eine Sichtweise vorzuziehen, in der die Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur respektiert werden und so ihr gemeinsames Zusammenleben gefördert wird, wobei es aber dennoch eine „Leitkultur“ gibt. Auf katholischer Seite vertritt diesen Gedanken in prominenter

<sup>14</sup> Ebd., 31.

<sup>15</sup> Vgl. Jürgen Habermas, *Der gespaltene Westen*, Frankfurt/M. 2004, 18.

<sup>16</sup> Vgl. Rohrmoser, Habermas, 136.

<sup>17</sup> Im Zusammenhang eines säkularisierten Kant'schen Vernunftglaubens lässt sich der Sachverhalt in positiver Weise so beschreiben: „Ein Selbstverständnis des Menschen, das sich unter absoluter moralischer Verpflichtung stehend glaubt, lässt sich, so Kant, plausiblerweise nur durchhalten im Rahmen eines Vernunftglaubens, der auf einen notwendigen Zusammenhang und Ausgleich von Moralität und Glückseligkeit in einer anderen Welt, damit auf Unsterblichkeit und einen gerechten Gott setzt.“ – Maximilian Forschner, *Über das Handeln im Einklang mit der Natur*, Darmstadt 1998, 32.

<sup>18</sup> Diese nachaugustinische Fragestellung wurde besonders im Zusammenhang mit dem Gedankengut der Reformation und dem jansenistischen Frömmigkeitsideal in der Kirche heftig diskutiert. Extrem formuliert wurde dieser heilsgeschichtliche Pessimismus von Martin Luther in der „Heidelberger Disputation“: „Liberum arbitrium post peccatum est res de solo titulo; et dum facit quod in se est peccat mortaliter“ (WA 1,354,5f.). Diese Behauptung wurde als Error 36 in der Bulle „Exsurge Domine“ Papst Leos X. vom 15. Juni 1520 verurteilt (DH 1486).

<sup>19</sup> „Wer nämlich das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluss der Gnade in der Tat zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen. Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch, nicht ohne die göttliche Gnade, ein rechtes Leben zu führen sich bemühen.“ – 2. Vatikanisches Konzil, *Lumen gentium*, Nr. 16.

<sup>20</sup> Vgl. Forschner, *Handeln*, 37.

<sup>21</sup> Vgl. Johannes Messner, *Das Naturrecht. Handbuch der Gesellschaftsethik, Staatsethik und Wirtschaftsethik*, Berlin 1984<sup>7</sup>; *Kulturethik mit Grundlegung durch Prinzipienethik und Persönlichkeitsethik*, Nachdruck der Ausgabe von 1954, Wien 2001. Zur Analyse und zeitgemäßen Weiterführung vgl. Josef Spindelböck, *Von den Zielen des Menschseins. Anregungen zu einer Kriteologie des Sittlichen im Rahmen der Sozialethik*, in: *Verantwortete Freiheit*, 149–161; sowie in: *Theologisches* 34 (2004) 395–404.

Weise Bischof Dr. Egon Kapellari.<sup>22</sup> Gerade das Europa der Zukunft brauche eine „christliche Leitkultur“. Dies sei einerseits historisch bedingt, wobei anzuerkennen sei, dass es nicht nur christliche Wurzeln, sondern auch jüdische und muslimische sowie aus der griechischen Philosophie und Religion stammende gebe. Andererseits sei gerade die Zukunft Europas auf tragfähige Werte angewiesen, die auch in ihrer säkularisierten Form von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit immer noch „entlaufene Kinder“ der christlichen Religion sind.

Nicht zuletzt im Konflikt um die *Präambel der europäischen Verfassung* wurde deutlich, dass die Demokratie in einer pluralistischen und möglicherweise multikulturellen Gesellschaft von Werten und Überzeugungen lebt, die sie anerkennen muss und vorfindet, jedoch nicht selber hervorbringen kann. Dabei spielt der religiöse Glaube eine wichtige und stabilisierende Rolle. Auf diesem Hintergrund wurde vorgeschlagen, für eine mögliche europäische Verfassung geistig Anleihe zu nehmen an jener Formulierung, die der polnischen Verfassung vom 2. April 1997 eigen ist. Dort heißt es, zu den die Verfassung in Kraft setzenden Staatsbürgern gehörten „sowohl diejenigen, die an Gott als die Quelle der Wahrheit, Gerechtigkeit, des Guten und des Schönen glauben, als auch diejenigen, die diesen Glauben nicht teilen, sondern diese universellen Werte aus anderen Quellen ableiten“.<sup>23</sup> Hier wird nicht Partei ergriffen für eine bestimmte Religion noch für Gläubigkeit an sich, wohl aber wird anerkannt, dass der *Glaube eine legitime Möglichkeit ist, universelle Werte zu begründen*. Diese Formulierung bezieht die religiöse Dimension des europäischen Wertefundaments ein, ohne sie absolut zu setzen. Der darin enthaltene Gottesbezug lässt eine Verbindung mit anderen Quellen des Werteverständnisses zu. Aber man bekennt sich ausdrücklich zu universalen Werten und macht deutlich, dass die Prinzipien des modernen demokratischen Staates nicht ohne ihr religiöses Fundament gedacht werden können.<sup>24</sup>

*Es geht um Wertverankerung im Absoluten, letztlich um den bleibenden Schutz unverfügbarer Menschenwürde*, nicht um religiöse Privilegien. Menschen guten Willens wünschen sich gemeinsam, dass Werte gelten, dass Menschlichkeit unter allen Umständen geschützt und gefördert wird. Der Glaubende wird diese Forderung erheben in Ehrfurcht vor jenem unverfügbaren Geheimnis, welches wir in Gott erkennen. Eine Verfassung mit Gottesbezug braucht zu keinem „Gottes-

staat“ zu führen, kann aber helfen, Grenzen menschlicher Willkür anzuerkennen, um auf diese Weise die unverfügbare Menschenwürde und die mit ihr verbundenen Rechte noch wirksamer zu sichern.<sup>25</sup>

## Ergebnisse

Was ist als inhaltliches Ergebnis der vorangehenden Überlegungen festzuhalten? *Ethos und Ethik wurzeln letztlich im Absoluten*, mag der Mensch zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gelangt sein oder nicht. Denn „Ethik allein ist brüchig und muss durch den letzten Sinn und die umfassende Wahrheit gestützt werden. Die Wahrheit heilt jene Brüchigkeit des Guten, die wir ständig erfahren.“<sup>26</sup>

Ohne diese dem menschlichen Verfügen und der Willkür der Mächtigen entzogene Wertverankerung kann auch die Demokratie nicht bestehen. „Eine Demokratie ohne Werte verwandelt sich, wie die Geschichte beweist, leicht in einen offenen oder hinterhältigen Totalitarismus.“<sup>27</sup>

Wirkliche Toleranz auch gegenüber anderen Überzeugungen ist nur möglich von einer gemeinsamen Basis des Respekts und der Anerkennung der Menschenwürde aus. Diese wird für den Glaubenden als Geschenk und Gabe Gottes angesehen. Der Mensch in seiner Würde als Abbild Gottes und berufen zur Gotteskindschaft erfährt die Aufhellung seines Geheimnisses im Geheimnis Christi, des fleischgewordenen Wortes.<sup>28</sup> Als Christen durch Wort und Leben dafür Zeugnis zu geben in der Weise eines Sauerteigs ist für die Zukunft Europas höchst nötig und jedenfalls hilfreich.

*Anschrift des Autors: Dr. Josef Spindelböck  
Gemeinschaft vom heiligen Josef  
Kleinhain 6  
A-3107 St. Pölten-Traisenpark*

<sup>22</sup> Vgl. Egon Kapellari, Gibt es eine christliche Leitkultur in Europa? Eine Nachlese (31. 5. 2004) zum Mitteleuropäischen Katholikentag 2004, in: Mitteilungen des Evangelischen Lehrervereins in Österreich, Nr. 93, Juni 2004, 21–25.

<sup>23</sup> Vgl. Matthias Triebel, Die Zukunft Europas und der Beitrag der Kirchen. Eine Auswertung der kirchlichen Stellungnahmen gegenüber dem Europäischen Konvent, NomoK@non-Webdokument: <http://www.nomokanon.de/abhandlungen/012.htm>, Rdnr. 1–74, hier Rdnr. 5.

<sup>24</sup> Vgl. Joseph H. H. Weiler, Ein christliches Europa. Erkundungsgänge. Mit einem Vorwort von Ernst-Wolfgang Böckenförde, Salzburg-München 2004.

<sup>25</sup> In der vom Existentialismus inspirierten Situationsethik wurde der Einwand vorgebracht, es sei nicht möglich, universal gültige sittliche Normen festzuschreiben, da jede Situation und jede Kultur ein eigenes Gepräge habe. Wollte man dieser Auffassung beipflichten, so wäre der ethische Diskurs von vornherein sinnlos, da es nichts Gemeinsames mehr gäbe, was alle Menschen insgesamt verpflichten könnte. Hier ist mit Schockenhoff festzustellen, dass dies zur Auflösung eines gemeinsamen Rechtsgedankens führen müsste. Es gibt ein Wertefundament, das nicht zu leugnen ist. Jede Rechtsordnung erhält ihre Legitimationsgrundlage durch „die Ausrichtung an der personalen Freiheitsnatur des Menschen und seinen elementaren Lebenszwecken“, so dass von einem derart verstandenen Naturrecht aus „eine kritische Überprüfung und geschichtliche Fortbildung des jeweils geltenden Rechts“ ermöglicht wird: vgl. Eberhard Schockenhoff, Naturrecht und Menschenwürde. Universale Ethik in einer geschichtlichen Welt, Mainz 1996, 313.

<sup>26</sup> Carlo Maria Martini, Ethik und Wahrheit, in: ders./Umberto Eco, Woran glaubt, wer nicht glaubt? Wien 1998, 145–153, hier 152.

<sup>27</sup> Johannes Paul II., Enzyklika „Centesimus annus“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 101), 1. Mai 1991, Nr. 46.

<sup>28</sup> Vgl. 2. Vatikanisches Konzil, Gaudium et spes, Nr. 21: „Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf. ... Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung.“

HERBERT FROHNHOFEN

## Gibt es auch „männliche Werte“?

Eine Anmerkung zum „Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt“ (vom 31. Juli 2004)

1. Dass das Schreiben anzielt, „Überlegungen über *einige Voraussetzungen* für ein rechtes Verständnis der aktiven Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt – bei ausdrücklicher Anerkennung ihrer Verschiedenheit – (zu) bieten“ (1), ist nur zu begrüßen, ist doch unsere Gesellschaft aktuell sowohl durch ein oftmals sehr belastetes Verhältnis der Geschlechter zueinander als auch dadurch geprägt, dass diese Belastungen mitunter dadurch zu beheben versucht werden, dass ontologisch vorgegebene Unterschiede zwischen Mann und Frau entweder geleugnet oder aber diskreditiert werden. Verwundern muss allerdings bereits zu Beginn, dass lediglich von einer „*Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und der Welt*“ die Rede ist. Gerade vor dem Hintergrund des dann folgenden ausführlichen Verweises auf die biblische Anthropologie nämlich, hätte eine Überschrift gewählt werden können und sollen, die dieser biblischen Anthropologie eher gerecht wird. Eines der wesentlichen Merkmale biblischer Anthropologie bzw. des hier gelehrt Geschlechterverhältnisses scheint es doch zu sein, dass Mann und Frau aus geschöpflicher Perspektive dazu ausersehen sind, sich gegenseitig ganzheitlich zu ergänzen und sich gerade dadurch hinsichtlich der in ihrem tiefsten Inneren gegebenen Beziehungsbedürftigkeit zu erlösen. Dieses nicht nur weithin bekannte und akzeptierte, sondern auch zentrale und in moderne christliche Ehelehre aufgenommene Element biblischer Anthropologie wird durch die eher hölzernen, äußerlich und formal wirkende Überschrift von einer „*Zusammenarbeit von Mann und Frau*“ keinesfalls adäquat aufgenommen.

2. Nachdem sodann unter II. Grundaussagen der biblischen Anthropologie referiert werden, mutet es besonders befremdlich an, dass in den beiden systematisierenden Abschnitten III. und IV. – bis hinein in die Überschriften – lediglich von „*fraulichen Werten*“ die Rede ist. Das vatikanische Papier schließt sich damit einer in der derzeitigen deutschen Gesellschaft verbreiteten, m. E. sehr bedenklichen, Tendenz an, Werte lediglich noch im Zusammenhang mit Frauen bzw. mit Weiblichkeit zu erkennen. Männer hingegen bzw. Männlichkeit im allgemeinen werden in ihren Anlagen und ihrem Sein oft pauschal (sei es als gewalttätig, aggressiv, gefühlsarm usw.) diffamiert, zumindest aber – und dies gilt

auch für das hier vorliegende Papier – werden keine positiv konnotierten Werte mehr benannt, die auch von Männern gerade aufgrund ihrer Männlichkeit in Kirche und Gesellschaft einzubringen wären. Die gesellschaftlich sehr bedenklichen Folgen einer solchen schleichenden oder oft sogar offen und bewusst vorgetragenen Diffamierung der Männer und des Männlichen treten inzwischen offen zu Tage. Die zunehmende Vaterlosigkeit etwa führt zu verbreiteter schwerwiegender Orientierungslosigkeit unter vielen Jugendlichen; eine der Folgen hiervon, wer wollte es leugnen, ist die verzweifelte Suche nach Orientierung auch im rechtsradikalen politischen Spektrum.

3. Dass das vatikanische Papier sich vor diesem Hintergrund der bedenklichen Tendenz anschließt, „*männliche Werte*“ nicht einmal mehr zu benennen, ist sehr zu bedauern. Insbesondere verwundert dies auch vor dem Hintergrund, dass es indirekt als nicht „*unwichtig und bedeutungslos (bezeichnet wird), dass der Sohn Gottes die menschliche Natur als Mann angenommen hat*“ (3), sowie erneut bekräftigt wird, „*dass die Priesterweihe ausschließlich Männern vorbehalten ist*“ (16). Wenn es aber nicht unbedeutend ist, dass der Sohn Gottes die menschliche Natur als Mann angenommen hat und (auch deshalb) die Priesterweihe ausschließlich Männern vorbehalten ist, stellt sich (gerade heute) in hohem Maße die Frage, was dies für die Männer bzw. das Mannsein im allgemeinen bedeutet. Sofern nämlich das Annehmen der menschlichen Natur eines Mannes durch den Sohn Gottes nicht als reine Zufälligkeit betrachtet, sondern mit der ontologischen Eigenart des Mannseins in Verbindung gebracht sowie auch der Vorbehalt der Priesterweihe ausschließlich für Männer nicht allein mit Rückgriff auf die Tradition sondern auch sachlich-systematisch begründet werden sollte, wäre es (auch theologisch) von höchster Bedeutung und höchstem Interesse, die ontologischen Charakteristika des Mannseins, wenn nicht sogar „*männliche Werte*“ – gerade auch in einem Papier der vatikanischen Glaubenskongregation – einmal deutlich zu benennen.

*Anschrift des Autors:*

*Prof. Dr. phil. Dr. theol. Herbert Frohnhofen  
Grüner Weg 8, D-65599 Dornburg*

WALTER HOERES

## Magische Formeln

Rem tene, verba sequentur.

Erfasse die Sache, die Worte werden folgen.

Cato maior, Libri ad Marcum filium fr. 15

Dass man miteinander reden muss, um den anderen zu überzeugen, ist eine Binsenweisheit. Das gleiche gilt von der Spruchweisheit, dass man nicht aufeinander schießt, solange man noch miteinander redet. Auch ist es richtig, dass man miteinander sprechen sollte, wenn man sich kennenlernen

will, obgleich das schon weniger sicher ist. Denn man kann sich ja auch verstellen! Überall ist hier das Gespräch Mittel zum Zweck: es sei denn, man wolle miteinander plaudern, um sich so die Zeit zu vertreiben.

Praxis und Verlautbarungen kirchlicher Instanzen aber erwecken zunehmend den Eindruck, als sei der Dialog zum magischen Ritual erstarrt. Man erhofft sich von ihm nahezu alles und vor allem ein friedliches Zusammenleben der Völker und Kulturen: so wie man einst alle Hoffnungen auf den

Glanz der Wahrheit und die Kraft des fürbittenden Gebetes gesetzt hat! Neuerdings ist es nicht mehr so sehr der echte als vielmehr der ernsthafte und tabufreie Dialog, den der Vorsitzende der Bischofskonferenz Kardinal Lehmann und der Ratsvorsitzende der EKD Wolfgang Huber – in ihrer Weihnachtsbotschaft – für das Zusammenleben von Christen und Muslimen fordern!

Zum Ritual und Selbstzweck wird der Dialog dann, wenn man zwar nicht auf die Wahrheit verzichtet, wohl aber darauf hofft, dass sie sich im Gespräch ereigne. Das ist die große Hoffnung, die sich im Werk des Heidegger-Schülers Hans-Georg Gadamer ausspricht und ihn zum Vordenker unseres liberalen Saeculums werden lässt, das schon längst alle Aussicht auf feste oder gar ewige Wahrheiten fahren ließ und stattdessen auf den immerwährenden Vollzug lebendiger Kommunikation setzt, in dem alle auf der Suche nach der Wahrheit einträchtig verbunden bleiben. Tatsächlich aber ist es umgekehrt. Auch hier geht das Sein der Funktion voraus und löst sich nicht in sie auf. Das Gespräch, das ich mit dem anderen führe, ist nur dann „ernsthaft“ und sinnvoll, wenn ich überzeugt bin von der Wahrheit und sie dem anderen mitteilen will. Auch das ist im Grunde eine Binsenweisheit, die schon der Volksmund beherzigt, wenn er uns ermahnt, den Mund nur dann aufzumachen, wenn wir wirklich etwas zu sagen haben.

Es klingt hart, aber die Schlussfolgerung drängt sich auf, dass Sekundärtugenden wie Toleranz, Gesprächsbereitschaft, ziviles und demokratisches Wohlverhalten in dem Maße in den Vordergrund treten, in dem die missionarische Ausstrahlungskraft der Wahrheit verlorenght. Denn dann handelt es sich um dieselben Tugenden, die auch die Freidenker, ja Freimaurer verfechten und zwar mit derselben Kraft und Leidenschaft, mit der heute in kirchlichen Verlautbarungen unentwegt für Toleranz, Gedankenfreiheit und – eben! – den echten Dialog gekämpft wird: so als sei Christus in die Welt gekommen, um ebenso wie Voltaire für diese Haltungen und vor allem den echten Dialog mit den Heiden zu plädieren!

Der Vergleich mag demagogisch erscheinen, aber er ist es nicht! Denn es liegt auf der Hand, dass all die hohen und edlen Begriffe wie Menschenwürde, Freiheit und Toleranz im Kontext der christlich-abendländischen Tradition einen völlig anderen Sinn und eine andere Konnotation erhalten als im Munde von aufgeklärten Freidenkern, deren Weltanschauung im ausdrücklichen Kampf gegen Kirche und Christentum entstand. So ist die christliche Duldsamkeit gegenüber dem Irrtum in keiner Weise mit der Toleranz zu verwechseln, für die in der Nacht der weltanschaulichen Indifferenz ohnehin alle Katzen grau sind.

Gerade deshalb ist es so absurd und gefährlich, die betreffenden Haltungen in den Rang von Primärtugenden zu erheben: so als käme es vor allem auf sie an und als seien wir in der Begeisterung für sie einig mit allen Andersdenkenden. Dann allerdings gäbe es im Kampf für Toleranz und Dialog keinen Gegensatz zwischen Kirchenlehrern, Voltaire und dem alten Fritz, nach dem jeder nach seiner eigenen Façon selig werden soll.

Wir verstehen so auch, warum die Gespräche zwischen den Weltreligionen so mühsam vorankommen und ebenso wie die spektakulären Assisi-Treffen, zu denen die anderen Religionen ohnehin fast nur zweitrangige Vertreter entsandten, so wenige Ergebnisse erbrachten: es sei denn, man werte den Austausch von Höflichkeiten als solche. Man mag über diese anderen Religionen und vor allem über den Islam sagen, was man will! Er jedenfalls hat seine missionarische

Kraft noch nicht verloren und ist daher nicht bereit, sein ureigenes Verständnis der komplizierten Beziehungen zwischen dem Anspruch der Wahrheit und den Menschenrechten für einen Dialog preiszugeben, in den sich alle einbringen sollen, um sich durch ihn zur Einheit der Menschheit verzubern zu lassen.

WALTER HOERES

### Nur wer den Augenblick ergreift

– Humanes zu den letzten Dingen –

Vidi ... et animas decollatorum propter testimonium Iesu et propter verbum Dei. Ich sah die Seelen aller, die enthauptet worden waren, weil sie an dem Zeugnis Iesu und am Wort Gottes festgehalten hatten.

Iohannes, Apocalypsis 20,4

In ihrem Bemühen, das Christentum humaner, bequemer und mithin weniger anstrengend erscheinen zu lassen, scheuen die Anpassungsstrategen keine Anstrengung und verwenden allen Scharfsinn, uns weiszumachen, dass nach dem Tode wie von selber und allsogleich alles gut wird. Schon im euphorischen Klima der Konzilszeit fand die These von Ladislaus Boros, dass jeder Mensch – gleich, was er im Leben angestellt haben möge – im Augenblick des Todes und damit gewissermaßen zwischen Himmel und Erde nochmals Gelegenheit erhalten werde, sich für oder gegen Gott zu entscheiden, begeisterte Zustimmung und reißen den Absatz! Zweifellos ist das eine herrlich beruhigende Lehre, die allerdings die ständigen Mahnungen des Heilandes, stets bereit zu sein, ebenso in den Wind schlägt wie die ganze kirchliche Lehrtradition. Die Bemühungen, Fegefeuer und Hölle zu entschärfen, zeitigten dann immer neue, weniger scharfsinnige als vielmehr pfiffige Versuche, die schließlich einen gewissen Höhepunkt in der wunderlichen Annahme des Kardinals Urs von Balthasar fanden, es gebe zwar eine Hölle, aber die sei leer!

Ein beliebter Trick, die Lehre vom Fegefeuer zugleich beizubehalten und zu verharmlosen, besteht darin, es auf einen einzigen Moment zusammenzuziehen. Blitzartig sehe der Verstorbene in diesem Augenblick sein ganzes Leben mit all seinen Höhen und Tiefen ablaufen und erhalte so die Gelegenheit, sich endgültig von diesen abzuwenden. Wir haben diese Neufassung der Fegefeuer-Lehre, die es in Wahrheit abschafft, bereits in diesen Spalten in unserer Auseinandersetzung mit der Eschatologie von Prof. P. Medard Kehl SJ analysiert, die nahezu alles in Frage stellt, was die Kirche im Laufe ihrer langen Geschichte über die letzten Dinge gesagt und definiert hat.<sup>1</sup>

Wie sehr die Tendenz, das Fegefeuer zu einer quantité négligable herabzustufen, bereits um sich gegriffen hat, zeigte sich auch wieder bei den Adventspredigten von Pater Erich Purk OFMCap im Spätherbst des vergangenen Jahres in Dülmen. Pater Purk ist den Lesern von „Theologisches“ kein Unbekannter. Schon vor längerer Zeit haben wir das interkonfessionelle Procedere des ehemaligen Guardians der Frankfurter Kapuziner kritisiert, die die im Herzen der Rhein-Main-Metropole liegende traditionelle Beichtkirche „Lieb-

<sup>1</sup> Walter Hoeres: Angepasste Eschatologie. In: Theologische Blütenlese (Respondeo 12) Siegburg 2001 S. 13 ff.

frauen“ betreuen. Hier ließ der rührige Pater sinnigerweise am Reformationsfest die evangelische Pastorin Annette Mehlhorn das Evangelium in der Messe vorlesen und reichte ihr die Kommunion unter beiden Gestalten. Vor allem aber durfte sie die Predigt halten, wobei des Lobes über Martin Luther kein Ende war!<sup>2</sup>

So wie der hl. Johannes der Täufer, zur Umkehr, zur Metanoia und zur Buße aufrief, um den Weg des Herrn zu bereiten, sollen auch Adventspredigten zur Buße mahnen! Pater Purk aber folgte in seiner Darstellung ganz exakt dem herrschenden Mainstream, der uns alle Furcht vor dem persönlichen und dem jüngsten Gericht nimmt, wobei diese beiden Ereignisse ohnehin absichtsvoll nicht mehr unterschieden werden! Er berichtete zunächst von Fällen, in denen Menschen in Erwartung des nahen Todes noch einmal ihren ganzen Lebensfilm in kürzester, geraffter Form schauen. Ähnlich kurz werde sich auch das Fegefeuer ereignen und zwar so, dass alle noch anhaftende Schuld in einem winzigen Augenblick nach dem Tode bewusst und bereut werden könne!

Solcherlei beruhigende Aussichten haben nicht nur dazu geführt, dass kaum noch gebeichtet und die hl. Beichte von Georg May mit Recht als das „verlorene Sakrament“ bezeichnet wird. Sie haben uns auch die Auferstehungsämter beschert, die in weißer Farbe und voll verhaltenem Jubel den Eintritt des Verstorbenen in den Himmel allsogleich nach seinem Tode zelebrieren. Diese Auferstehungsämter haben freilich noch einen anderen Grund und das ist die von uns in diesen Spalten auch schon gebrandmarkte Ganztodtheorie<sup>3</sup>, die die angeblich unbiblische, aus hellenischem Gedankengut stammende Lehre von der Seele ersetzen soll, in Wirklichkeit aber von den Neuinterpreten deshalb so sehr favorisiert wird, weil sie den Protestanten auch in diesem, im eigentlichen Sinne des Wortes lebenswichtigen Punkte entgegenkommt! Denn bei ihnen ist die Ganztodtheorie ohnehin schon lange verbreitet.

Sie ist ein neuer eindringlicher Beweis dafür, dass der Irrtum im allgemeinen und die progressive Neuinterpretation des Glaubens im besonderen genau das Gegenteil dessen erreichen, was sie beabsichtigen. Sie sind ausgezogen, um dem Menschen die Höllenangst und darüber hinaus ganz allgemein die Furcht des Herrn zu nehmen und erreichen doch genau das Gegenteil! Sie lassen ihn in tiefster Verwirrung zurück, denn keiner weiß jetzt mehr recht, was nach dem Tode von ihm bleibt. Sie berauben die Seelsorge ihrer letztentscheidenden, ihrer ureigensten Waffe und Kraft, nämlich der Fähigkeit zu trösten. Denn sie können nun nicht mehr mit der hl. Schrift sagen: „Was sind die Leiden dieser Welt verglichen mit der zukünftigen Herrlichkeit!“.

Dabei besteht die kerygmatische Katastrophe nicht darin, dass das Weiterleben nach dem Tode schlichtweg geleugnet wird. Sie besteht vielmehr – auch das ist typisch für die heutige Verkündigung – darin, dass sich die Aussagen darüber, was letztendlich von uns bleibt, in einem wolkenhaften Nebel erbaulicher Phraseologie verlieren, der kaum geeignet sein dürfte, denen, die dem Tod ins Auge sehen, Halt und Hoffnung zu geben. Die Situation entspricht damit genau der Auflösung des Glaubens als eines „festen Fürwahrhaltens“ in ein diffuses Vertrauen, welches sich gestützt auf endloses pastorales Gerede, dass schon alles gut werden und Gott sich unser annehmen werde, „so, wie wir sind“, schließlich fürs erste beruhigen lässt!

<sup>2</sup> Walter Hoeres: Gastfreundliche Kapuziner. In: Zwischen Diagnose und Therapie (Respondeo 14) Siegburg 2001, S. 188 ff.

<sup>3</sup> Vgl. u. a. Walter Hoeres: Die harten Substanzen a. a. O. S. 148 ff.

Insofern würden wir nicht jenen Kritikern zustimmen, die dem Limburger Bischof Franz Kamphaus vorwerfen, er habe sich in seinem ganzseitigen Artikel in der FAZ vom 11. November 2004, der unter dem ebenso aufschlussreichen wie irritierenden Titel erschien: „Eine Fortsetzung findet nicht statt“ ganz und gar von der christlichen Lehre vom Weiterleben nach dem Tode verabschiedet. Die Lage ist viel schlimmer und genau so, wie wir sie beschrieben haben. Die Lehre vom Weiterleben nach dem Tode löst sich auch hier in wolkige Formulierungen auf, mit denen jeder etwas anfangen kann, ohne doch mit jenem Mindestmaß an Klarheit und Bestimmtheit, die nun einmal zu diesem Begriff gehört, Aufschluss zu erhalten!

Sätze von Kamphaus lauten: „Christen glauben einzig und allein an Gott, nichts sonst; nicht an die Ewigkeit des Geistes und die Unsterblichkeit der Seele ... Der Tod trifft den ganzen Menschen, die Auflösung des Körpers stellt nur die von außen wahrnehmbare Seite einer Desintegration dar, die auch das Innere des Menschen betrifft. Es geht nicht, irgendwie zu sterben und doch irgendwie weiterzuleben. Es geht um Sein oder Nichtsein. Das irdische Leben wird durch den Tod beendet, es findet keine Fortsetzung über den Tod hinaus. Dennoch behält der Tod nicht das letzte Wort. Das ewige Leben gewinnt Gestalt bereits im zeitlichen Leben in dem Maße, in dem es von Gott umgestaltet wird. In allem Guten und Schönen finden sich seine unzerstörbaren Spuren ...“.

Dabei kommt es dem gelehrten Verfasser, der einstmals Professor für Homiletik und somit Rhetorik in Münster war, entgegen, dass Begriffe wie Leben, Geist, Gnade vor allem dann, wenn man sie zusammennimmt, zum Schwimmen und Verschweben einladen. Gewiss sind wir uns – und dies zumal im Zeitalter der Hermeneutik – des abgrundtiefen methodischen Unterschiedes zwischen Naturwissenschaft einerseits und Philosophie wie Theologie andererseits bewusst! Doch manchmal möchte man sich für die Theologie von heute ein wenig von der exakten Strenge, die jedenfalls in den klassischen Naturwissenschaften gegeben war, wünschen: so unmöglich dieser Wunsch auch sein mag! Ganz so widersinnig ist er freilich nicht, wenn wir bedenken, dass die Theologie mit dem Abschied von der Scholastik ohnehin alle ihr gemäße und mögliche Klarheit und Bestimmtheit preisgegeben hat!

Unter den Leserbriefen, die sich kritisch mit dem Artikel von Kamphaus beschäftigen, verdient der von Norbert Clasen alle Aufmerksamkeit (FAZ v. 28. 12. 2004 S. 36). Denn er weist auf den entscheidenden Punkt hin, warum die Ganztodtheorie im Widerspruch zu ihrer angeblich humanen Tendenz, uns sogleich im Tode die Auferstehung zu versprechen, so inhuman ist und nun wirklich nichts Tröstliches an sich hat! Wenn – zunächst – der ganze Mensch im Tode zugrunde geht, dann kann es auch Gottes Allmacht nicht bewirken, dass es derselbe Mensch ist, der nachher wie Phönix aus der Asche aus seiner Vernichtung aufersteht. Sondern es ist notwendigerweise ein ganz neuer Mensch, der so aus dem Nichts erschaffen wird.

Der Einwand ist allerdings so neu nicht, sondern schon oft und immer vergeblich gegen die Ganztodtheorie erhoben worden. Diejenigen, die ihn immer wieder zu Recht vorbringen, predigen tauben Ohren. Denn auch hier findet der „echte Dialog“ gar nicht statt! Und so muss es offen bleiben, wie einer sich an sein ganzes bisheriges Leben erinnern kann, wenn es das seine gar nicht gewesen ist.

*Anschrift des Autors: Walter Hoeres*

*Schönbornstr. 47, 60431 Frankfurt/M.*

**(Fortsetzung)**

Für den Professor für Neurobiologie, Psychiatrie und Verhaltensforschung an der Universität Washington in Seattle, William H. Calvin (\* 1939) stellt der Atheismus ein Berufsrisiko für Wissenschaftler in einigen Bereichen wie der Kosmologie und der Neurowissenschaft dar. Dagegen stellt er in einem heuer erschienen Artikel seine Erwartung: „Gott kann zumindest als Metakonzepnt neu erfunden werden, das die Hauptorganisationsprinzipien des Universums und des Lebens, insbesondere des intelligenten Lebens enthält. (Ich werde hier nicht die optionalen zusätzlichen Aspekte wie Leben nach dem Tod, Wiedergeburt oder einen intervenierenden Gott, der auf Bitten, Lob, Geschenke oder sogar Befehle reagiert, erörtern.) Was muss bewahrt und in einer offenen Version des ‚Urhebers des Universums‘ berücksichtigt werden? ... Der Reduktionismus ist, wenn man sich bis zu den Quarks herunterarbeiten will, eine geeignete Strategie Bausteine zum Vorschein zu bringen. Wenn man sich umgekehrt zu den großen Dimensionen hocharbeitet, geraten verbindende Prinzipien in den Blick – zwei völlig unterschiedliche wissenschaftliche Vorgehensweisen. Bausteine treffen zusammen, um neue Einheiten zu bilden“ (Vrf.: durch Zufall oder durch Selbstorganisation). Als Voraussetzung für die biologische Selbstorganisation nennt er: „Ein strukturiertes ‚Gedächtnis‘, wie es die Gene darstellen, und ein nicht perfekter Kreisprozess (sind) erforderlich – dann scheint der weitere Prozess wohl in Gang zu kommen. Wir treffen hier auf ein selbstorganisierendes Prinzip, das dank eines vorhandenen Gedächtnisses zufällige Variationen bildet und von diesen aus komplexere Organismen hervorbringt – und schließlich uns“.

Calvin schildert dann näher die „Entwicklung der Gehirne“ und abschließend eines „Intellekts, der ethische Entscheidungen treffen kann“ als Ergebnis technisch-kultureller und sprachlicher Entwicklung und konstatiert: „Strukturiertes Denken (Sprache, hypothetisches Denken ...) unterscheidet das menschliche Bewusstsein signifikant von dem anderer Tiere ... dieser große Unterschied macht zu einem beträchtlichen Maß aus, was Menschen als Seele auffassen. Kann die Seele unabhängig vom Körper existieren? Ja, in Form von kulturellen Leistungen und Beispielen, die wir anderen geben und die über unseren Tod hinauswirken. In *Consciousness* schreibt der Neurologe Adam Zeman (S. 151), (den Calvin zitiert): ‚Es mag arrogant sein zu bestreiten, dass das Bewusstsein jemals seine Verankerung im Gehirn finden kann – die meisten Menschen auf der Welt sind fest davon überzeugt, dass es das kann – aber die Beweise dafür sind bestenfalls dürftig zu nennen‘. Diese Auffassung scheint sich als Konsens der Neurowissenschaftler herauszubilden“. Calvin schließt dann seine Betrachtungen mit einer Frage und einer gespannten Erwartung: „Ist der ‚Urheber des Universums‘ nicht mehr als die Prinzipien (von der Physik und Biologie bis zur Neurobiologie, Gehirn und Bewusstsein), die ich hier skizziert habe? ... Es bleibt mit gespanntem Interesse abzuwarten, was sich aus der Interaktion zwischen Theologen und Wissenschaftlern entwickelt“.

**4. Deismus und Pantheismus**

Nach Auffassung des Deismus wirkt Gott nach der Schöpfung nicht mehr in die Welt hinein, während im Pantheismus

(Allgottlehre) Gott mit der ganzen Wirklichkeit, bei Spinoza aber nur mit der Naturwirklichkeit gleichgesetzt wird.

Albert Einstein (\* 1879, † 1955) ist der bekannteste Vertreter des spinozistischen Pantheismus. Seine kosmische Religiosität wurde von seiner lebenslangen theoretisch-physikalischen Forschungstätigkeit geprägt. Zwar bekannte er 1929 in einem Brief an seinen jüdischen Religionslehrer vom Münchener Luitpold-Gymnasium, Heinrich Friedmann: „Oft lese ich in der Bibel, aber der Urtext ist mir unzugänglich geblieben“. Doch seine Gottesvorstellungen basierten auf seinen physikalischen Erfahrungen und Ansichten. Am Luitpold-Gymnasium hatte Einstein zugleich am jüdischen und katholischen Religionsunterricht teilgenommen und dabei in beiden Lehren nicht das Trennende, sondern die glaubensstärkenden Gemeinsamkeiten empfunden. Erst in seinem zwölften Lebensjahr kam seine „tiefe Religiosität“ unter dem Einfluss populär-wissenschaftlicher Bücher zu einem jähen Ende und zu „einer fanatischen Freigeisterei“, schreibt Max Jammer in seinem Buch „Einstein und die Religion“. In seinem Berufsleben als Physiker übernahm Einstein die metaphysische deterministische Überzeugung der klassischen Physik, in die er hineingewachsen war, dass alles physikalische Geschehen durch Naturgesetze streng kausal bestimmt sei. Sie bedingte sein pantheistisches Gottesbild und hinderte ihn nicht nur daran, die indeterministische Quantenphysik mit ihren Wahrscheinlichkeitsaussagen und ihrer prinzipiellen Unbestimmtheit, sondern auch die Vorstellung eines persönlichen Gottes anzuerkennen. Der Mitbegründer der Quantentheorie Pascual Jordan konstatiert bei Einstein eine „Form der religiösen Verehrung der Naturgesetze selbst“ und darin scheint ihm „die Wurzel darin zu liegen, dass Einstein sich niemals mit der quantenphysikalischen Grundvorstellung einer nur statistischen Gesetzmäßigkeit anfreunden konnte. Obwohl er selbst entscheidend dazu beigetragen hatte, nicht nur über die Entdeckung der Lichtquanten hinaus den Weg zu bahnen zur allgemeinen Erfassung des universellen *Dualismus* von Wellen und Teilchen ...“.

1941 schreibt Einstein in einem Artikel zum Thema „Naturwissenschaft und Religion“: „Gewiss leugnet niemand, dass der Gedanke an die Existenz eines allmächtigen, gerechten und allgütigen persönlichen Gottes dem Menschen Trost und Führung zu spenden vermag; außerdem ist er in seiner Einfachheit auch dem einfachsten Gemüt zugänglich. Andererseits haften dieser Vorstellung aber entschiedene Schwächen an, die sich schon seit Urbeginn schmerzlich bemerkbar machten: Wenn dieses Wesen zum Beispiel allmächtig ist, dann wäre jedes Geschehen, eingeschlossen jede menschliche Handlung, jeder menschliche Gedanke und jedes menschliche Fühlen und Streben sein Werk; wie ist es denkbar, die Menschen dann vor einem allmächtigen Wesen für ihr Tun und Denken zur Rechenschaft zu ziehen?“.

In den Jahren intensivster Forschertätigkeit insbesondere zur Relativitätstheorie hatten Gedanken zur menschlichen Freiheit und Liebe, die nur in Freiheit und nicht zwangsweise möglich ist, in der sich herausbildenden deterministisch-pantheistischen Gottesvorstellung keinen Platz. Die ethischen Fragen hat Einstein, für die weder sein pantheistischer Gott noch die Naturwissenschaft zuständig war, der Tradition „in einer gesunden Gemeinschaft“, der Überlieferung und der

Erziehung zugeordnet ... wirksamen Kräften, deren Dasein keiner Begründung bedarf. Er sagt: „Der Forscher ist von der Kausalität allen Geschehens durchdrungen: Die Zukunft ist ihm nicht minder notwendig und bestimmt wie die Vergangenheit. Das Moralische ist ihm keine göttliche, sondern eine rein menschliche Angelegenheit“. Und dann spürt man bei Einstein doch wieder eine religiöse Empfindung, wenn er davon spricht, dass „nur dem einzelnen eine Seele verliehen“ ist „und es die hohe Bestimmung des Menschen“ ist, „mehr zu dienen als zu herrschen oder sich sonst in irgendeiner Form zu erheben“. In seinen letzten Jahren bereute er, vor was er „geflohen“ sei, als er sich „mit Haut und Haar der Wissenschaft verschrieb“, und nannte es: „Flucht vom Ich und vom Wir in das Es“.

Der Physiknobelpreisträger Emilio Segre fühlt den Mangel an Liebe und Moral in Einsteins Pantheismus, obwohl er, „grob gesprochen“, mit seinen Aussagen zur Gottesfrage übereinstimmt. Er zitiert Einsteins Bemerkung, dass er sich keinen persönlichen Gott vorstellen könne, der Tätigkeiten individueller Geschöpfe beeinflusst oder beurteilt, und dass Moral das wichtigste Charakteristikum für uns sei, nicht für Gott, und stimmt dem voll zu – allerdings mit der Ergänzung, dass Religion ganz verschiedene Bedeutungen für die Vernunft und für die Gefühle habe, wobei letzterer Aspekt sehr wichtig aber irrational sei, wie die Liebe. Eine deterministische Grundeinstellung wie bei Einstein spielte trotz ähnlicher religiöser Überzeugung bei Segre, einem modernen Quantenphysiker, der für die Entdeckung des Antiprotons zusammen mit O. Chamberlain den Physik-Nobelpreis erhielt, sicherlich keine Rolle.

Durch seinen Brief vom 2. 8. 1939 an Präsident Roosevelt, in dem er auf die Möglichkeit der Konstruktion einer „extrem starken Bombe“ auf der Basis einer „nuklearen Kettenreaktion“ hinwies, hat der Pazifist Einstein nach allgemeiner Ansicht eine große Verantwortung für den Start des gigantischen Atombombenprogramms der USA „aus Angst, dass Hitler mit der Atombombe die Welt versklaven könnte“, auf sich genommen. Roosevelt zeigte den Brief General Edwin „Pa“ Watson mit den Worten: „Das hier heißt, wir müssen handeln, Pa!“. Nach dem Abwurf der ersten Atombombe am 6. 8. 1945 auf Hiroshima mit 141.000 Todesopfern im Jahr 1946 und weiteren 10.000 durch Spätfolgen, kamen Einstein moralische Bedenken und bei einer Nobel-Gedenkveranstaltung am 10. 12. 1945 sprach er von „Schuldgefühlen“.

Man hat Einstein gelegentlich als Übervater der Atombombe bezeichnet, der eigentliche Vater der Atombombe aber war Robert Oppenheimer, ein Bewunderer Einsteins, ein hochintelligenter Physiker, der zwar nichts Neues in die Physik eingebracht, aber mit seinem enormen Fachwissen den Bau der Bombe organisiert hat. Oppenheimer klagte schon 1947 in einer Vorlesung am MIT: „... Wie können wir jemals vergessen, dass uns diese Waffe, nachdem sie tatsächlich benutzt wurde, das Unmenschliche und die Unbarmherzigkeit moderner Kriegführung in so erschreckender Weise demonstrieren würde! In grober Weise, die keine banale Redensart, kein Scherz, keine Übertreibung hinwegzuwischen vermögen, haben die Physiker die Sünde kennengelernt. Und diese Erfahrung können sie nie mehr loswerden!“. Dennoch hoffte er Ende 1953 in seinen „Reith Lectures“ der BBC, kurz bevor er die Anklageschrift der US-Atomenergiekommission wegen seiner „früheren Beziehungen zu Kommunisten und mutmaßlichen Sowjetspionen“ erhielt, auf menschliche Einsicht und Weisheit: „Wir hoffen und wünschen, dass die so verliehene und gewonnene Macht weise

und mit Menschenliebe ausgeübt wird“. Zuvor gab er in seiner „glitzernden Rhetorik“ sogar einen religiösen Hinweis gegen den wissenschaftlich technischen Fortschrittsglauben und Machbarkeitswahn: „Aber vielleicht muss der systematische Glaube, dass ... Allwissenheit möglich ist und dass alles Mögliche verwirklicht werden kann, zu einem unheilvollen Ende führen. Dies ist nicht des Menschen Bestimmung, nicht sein Weg. Ihn auf diesen Weg zu zwingen, heißt ihn nicht zum Ebenbild des Allwissenden und Allmächtigen, sondern zum hilflosen, in Eisen gelegten Gefangenen einer sterbenden Welt zu machen“. Robert Jungk gestand er im Frühsommer 1956: „Wir haben die Arbeit des Teufels getan“.

Ulrich J. Becker (geb. 1938 in Hamburg), Physikprofessor am MIT und im CERN, fragt: „Wer hat diese Gesetze (Naturgesetze) zu so guter Zusammenarbeit geplant? ... Wie kann ich existieren ohne Gott? Ich bin mir nicht bewusst, dass jemals eine zwingende Antwort gegeben wurde ... Ironischerweise bestehen wir aus kondensierter Materie bestehend aus raumlosen (punktförmigen) Fermionen [d. s. die meisten Elementarteilchen]. Ist es nur das Pauli'sche Ausschließungsprinzip, das unseren Raum bereitstellt, und das Higgsfeld unsere Energie? Jedenfalls seien Sie unbesorgt, es (den Ursprung des Universums) Schöpfung zu nennen ... Eine Schlussbemerkung: Wenn sie Gott als ‚das Gesetz‘ (physikalisch, chemisch, sozial, mathematisch, moralisch-ethisch, psychologisch ...) akzeptieren, dann fallen alle Punkte (Ursprung des Universums, des Lebens, des *Homo sapiens* und der Existenz Gottes) in eins“ (a. d. Engl.).

John Erik Fornæss (\* 1946), Professor für Mathematik an der Princeton Universität, glaubt, „dass es einen Gott gibt und dass dieser Gott die Struktur des Universums auf allen Ebenen von den Elementarteilchen bis zu den Lebewesen und den Superhaufen der Galaxien (Ansammlung von mehreren Galaxiehaufen) hervorbringt“ und „glaubt nicht, dass das Selbstbewusstsein, als aus der Materie entstanden, erklärt werden kann“. Es sei „unbekannt, woher die Materie“ und „woher das Bewusstsein kam“ (a. d. Engl.).

Der emeritierte Professor für Chemie und Physik an der Princeton Universität, Robert A. Naumann, ist der Ansicht, dass Gott die Gesamtheit des Universums ist; das schließt alle wissenschaftlichen Prinzipien, alle Materie und Energie und alle Lebensformen ein. Die Existenz des Universums fordere von ihm „die Folgerung, dass Gott existiert“ (a. d. Engl.). Sein Kollege Steven R. Bernasek (\* 1949), Professor für Chemie an derselben Universität „glaubt an die Existenz Gottes“. „Seine Existenz ist für mich einleuchtend in allem um mich herum, speziell in meiner Arbeit als Naturwissenschaftler. Auf der anderen Seite kann ich die Existenz Gottes nicht beweisen, wie ich eine Hypothese beweisen oder widerlegen könnte. Mein ‚Bild‘ oder Konzept ist sicher durch meine katholische Erziehung gefärbt. Mein Gott ist allerdings nicht einfach ein freundlicher alter Mann oder ein zorniger Richter. Das Konzept ist mehr eine Gegenwart oder Empfindung dessen, was mich umgibt, und ein Gefühl von Einheit mit anderen Teilen des Universums“ (a. d. Engl.).

„Ich denke, nur ein Idiot kann ein Atheist sein“. So drastisch formuliert der emeritierte Biologe der amerikanischen John Hopkins Universität, Christian B. Anfinsen, seine Meinung. Er fügt hinzu: „Wir müssen anerkennen, dass da eine unbegreifliche Macht oder Kraft mit grenzenloser Voraussetzung und Kenntnis existiert, die das ganze Universum zuerst in Gang setzte. Ein derartiger Prozess kann sich viele Male früher ereignet haben und muss sich wirklich ereignet haben und wird sich wahrscheinlich in der Zukunft wieder



erreignen. Ich füge ein berühmtes Zitat von Einstein bei, das fast gänzlich mit meiner Ansicht übereinstimmt“. Einsteins Worte: „... Diese tiefe emotionale Überzeugung von der Gegenwart einer höheren vernünftigen Macht, die sich im unbegreiflichen Universum offenbart“ (a. d. Engl.).

#### Literatur

- Steven Weinberg, *Der Traum von der Einheit des Universums*, München 1993  
Henry Margenau und Roy Abraham Varghese (Hsg.), *Cosmos*, Bios, Theos, Chicago <sup>4</sup>1994.  
Hans-Peter Dürr, *Physik und Transzendenz*, Bern <sup>2</sup>1986

- Elmar Anwander, *Denkweisen und Methoden der Physik und ihr Verhältnis zu Metaphysik und Theologie*, in *Internationale katholische Zeitschrift Communio* 28 (1999). S. 235–255.  
Martin Rees, *Das Rätsel des Universums*, Gott hatte eine Wahl, Frankfurt 2004.  
Daniel Wabbel (Hsg), *Im Anfang war (k)ein Gott, naturwissenschaftliche und theologische Perspektiven*, Düsseldorf 2004.  
Klaus Hoffmann, *J. Robert Oppenheimer, Schöpfer der Atombombe*, Berlin 1995.

*Anschrift des Autors: Prof. Dipl. Ing. Dr. Elmar Anwander  
Sonnenstr. 26, A-6900 Bregenz*

## ULRICH NERSINGER Überlegungen zur Papstliturgie

*In der Fortsetzung der in der Januar-Ausgabe begonnenen „Überlegungen zur Papstliturgie“ beschreibt Ulrich Nersinger die Entwicklung der päpstlichen Liturgie von ihren Anfängen bis in die erste Zeit des II. Vatikanischen Konzils hinein und geht auf die „Gründe“ für deren Reform ein.*

### I. Die päpstliche Liturgie bis zum II. Vatikanischen Konzil

In der Antwort auf die Frage nach der Aufgabe und Bedeutung seines *Ufficio per le Celebrazioni Liturgiche del Sommo Pontefice* („Büro für die liturgischen Feiern des Papstes“) verweist Titularerzbischof Piero Marini, der Zeremonienmeister des jetzigen Heiligen Vaters, auf die Berichte von Romreisenden, die diese von ihrem Aufenthalt in der Ewigen Stadt, von den dort mitgefeierten Liturgien und erlebten Zeremonien, mit in ihre ferne Heimat nahmen<sup>1</sup>. Die Gottesdienste des Oberhauptes der Christenheit prägten daher schon früh die heimische Liturgie, wurden sogar ihr Vorbild. So entstand neben der durch den Glauben bedingten *communio* mit dem Nachfolger Petri auch eine enge Bindung im Kult.

Mit dem Verlust des Heiligen Landes durch den Fall Jerusalems (1244) und die Aufgabe Akkons (1291) sah sich die Christenheit der Hauptstätte ihrer Wallfahrten beraubt. „Welches andere Pilgerziel als Rom hätte ein besserer Ersatz für das Heilige Land sein können, denn in Rom befanden sich die Gräber der Apostelfürsten, die verehrungswürdigen Reliquien und Andenken an Christus, wie beispielsweise die Wiege, das Kreuz, die Heilige Stiege und das Schweißstuch der Veronika mit dem Abbild des Herrn?“<sup>2</sup>, stellt Antonio Serrano die rein rhetorische Frage<sup>2</sup>.

Die mit dem Jahr 1300 begründeten Heiligen Jahre trugen ein Weiteres dazu bei, dass immer mehr Gläubige die Ewige Stadt aufsuchten; sie kamen in so großen Massen, „dass sie, wo immer sie vorbeikamen, den Eindruck von einem Heer

oder einem Bienenschwarm erweckten“ (Iacopo Stefaneschi)<sup>3</sup>.

Die liturgischen Feiern und Gebräuche des christlichen, päpstlichen Roms zogen viele Besucher in die Stadt, in den Bann ihrer geistig-geistlichen Ausstrahlung. Sogar jene, die durch Reformation und Aufklärung vom wahren Glauben getrennt waren, planten ihre Aufenthalte in der Ewigen Stadt so, dass sie an bedeutenden päpstlichen Zeremonien teilnehmen konnten. Zu manchen Zeiten begannen die Fremden – unter ihnen Reiseschriftsteller, Romanciers und Dichter von Weltruf – die Bewohner der Urbs bei den Gottesdiensten zu verdrängen. Von zweihundert Damen auf einer Tribüne in St. Peter seien hundertneunzig Engländerinnen gewesen, spötelte Stendhal in einem Reisebericht aus den Jahren 1816–1817<sup>4</sup>.

### Der *adventus* des Papstes

Schon der *adventus* des römischen Pontifex, zumeist im feierlichen Zug des Papstes nach St. Peter dargeboten, fand sich in literarischen Werken jeglicher Prägung verewigt. Kaum einer der berichtenden, schreibenden oder dichtenden Besucher der Ewigen Stadt hatte sich dem Faszinosum zu entziehen vermocht, das ihm im zeremoniellen Auftritt des Papstes begegnet war – unabhängig davon, ob er sich nun als Katholik, Protestant oder Agnostiker deklarierte. In dem zu Papier gebrachten Erlebten maßregelte man sich in seinen Gefühlen nicht. Oscar Wilde (1854–1900) begann daher sein Poem *Easterday* noch ohne Furcht vor Verfechtern einer *liturgical correctness* und „berechtigten theologischen Anfragen“ mit den Worten: „*The silver trumpets rang across the Dome / The people knelt upon the ground with awe / And borne upon the necks of men I saw, / Like some great God, the Holy Lord of Rome. / Priest-like, he wore a robe more white than foam, / And, king-like, swathed himself in royal red, / Three crowns of gold rose high upon his head / In splendour and in light the Pope passed home – Fanfarenklänge schallten durch den Dom / In Ehrfurcht lag die Menge auf den Knien, / Und auf den Schultern trugen Männer ihn / Wie einen Gott, den Heiligen Herrn von Rom. / Sein Priesterkleid schwamm überm Menschenstrom, / Vom königlichen Purpur eingehüllt; / Drei goldne Kronen krönten*

<sup>1</sup> Des Papstes viele Helfer. Wie der Petersdom für die Weihnachtsmesse vorbereitet wird, Ein Film von Michael Busse und Maria-Rosa Bobbi, Westdeutscher Rundfunk 2002; *Vatikan – Palast der Ewigkeit*, Ein Film von Gero von Boehm, Zweites Deutsches Fernsehen 2004. Ähnlich äußerte sich Mons. Marini in einem Interview mit John L. Allen Jr. vom *National Catholic Reporter*: „*The liturgy of the pope has always been imitated. In the early centuries pilgrims came from the north and took notes from what was happening in Rome, and these collections are the so-called Ordinis Romanae [sic!]. So the papal liturgy has always been a point of reference for the entire church*“ (John L. Allen Jr., *The papal liturgist*, in: *National Catholic Reporter*, Vol. Nr. 43, June 20, 2003).

<sup>2</sup> Antonio Serrano, *Die Heiligen Jahre 1300–2000*, Dachau 1999, 23.

<sup>3</sup> Jacobus Stefaneschi, *De centesimo seu Jubileo anno liber*, in: D. Quattrocchi (Ed.), *L'Anno Santo del 1300*, Roma 1900, 300.

<sup>4</sup> Henri Beyle Stendhal, *Rom, Neapel und Florenz im Jahre 1817*, Frankfurt am Main-Berlin-Wien 1980, 42.

dieses Bild. / So zog in Prunk und Glanz der Papst durch Rom<sup>5</sup>.

Der aus Geschichte, Tradition und Bildung exilierte Katholik unserer Zeit steht solchen Versen im besten Falle hilflos gegenüber. In der Regel hat er von ihnen „betroffen“ zu sein, und dies nicht nur „ein Stück weit“. Eine in den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begründete „zeitgemäße“ Katechese, die zu keinem Zeitsprung, weder in die Vergangenheit noch in die Zukunft, fähig ist, hat den „Katholiken *light*“ auf ein Höchstmaß der Ablehnung programmiert. Lautstark bekundeter Widerspruch wird erwartet – denn „Triumphalismus“ hat als die „wahre“ Botschaft Jesu Christi Verdunkelndes in ihrem Verständnis von Kirche nichts verloren – kommt in dem Grundkurs ihres Glaubens nicht vor, gilt für die Pastoral des Heute als Unwort und hat sich in der Liturgie des menschengerechten Gottesdienstes als nicht existent zu betrachten.

Das Erscheinen des Papstes *in pompa* aber war keine billige Zurschaustellung von Macht, kein Ausdruck des Größenwahns einer einzelnen Person, sondern zeigte sich von eben jenem „*adventus*“-Gedanken durchdrungen und definiert, den die Kirche in bewundernswerter Selbstverständlichkeit aus der heidnischen Antike auf das Kommen bzw. auf die sich schon manifestierende Präsenz des christlichen Heilandes und des Reiches Gottes zu übertragen verstanden hatte. In der so gefeierten Parusie des erhofften Erlösers als Pantokrator sah Reinhard Raffalt die Verschwisterung des Evangeliums Jesu Christi mit dem Erbe Roms<sup>6</sup>.

Der Auftritt des Weltenherrschers erfuhr seine Prägung nicht allein durch eine Übernahme von Vorstellungen und Bräuchen aus dem Reich der Pharaonen oder den Dynastien des Zweistromlandes – er war ebenso vorgegeben in den Kulturen Europas, in Griechenland und in Rom. Bereits im fünften vorchristlichen Jahrhundert, in den „Vögeln“ des Aristophanes, vernahm man die Aufforderung: „O ihr glückliches, o mehr als glückliches, ihr dreimal seliges Vogelvolk, empfanget euren Fürsten froh im Prunkpalast. Er kommt daher, lichtstrahlend, wie noch nie ein Stern des Himmels goldgestirntem Dom durchleuchtete, und selbst der Mittagssonne strahlend glühender Ball, er strahlte nie so wunderbar, wie der sich naht, an dessen Seite aller Schönheit Königin, in dessen Hand der Flammenblitz des Zeus! Es senkt ein zaubersüßer Duft sich niederwärts. Ein selig Schauspiel! Und des Weihrauchs stilles Wehen, vom heiligen Altare wallt es, wolkt es sich empor, – da seht ihn selber ... Öffnet jetzt zum Gruß, ihr heiligen Musen, des Gesanges holden Mund<sup>7</sup>“. Andreas Alfödi bemerkt zu Recht, dass sich in diesem Text schon alle wesentlichen Elemente des späteren römischen Empfangszeremoniells zeigen: der Sternenglanz des Heilandes, der durch Akklamationen, wie durch Fackel und Lichter vergegenwärtigt wird, Weihrauchduft, Altäre und Opfer für den neuen Zeus, Begrüßung mit Gesangschören<sup>8</sup>.

Die Majestät der Götter Roms, ihr Anspruch, das Heil der Stadt und der Welt zu erwirken, fand sich in der *maiestas* des

römischen Volkes und seiner Repräsentanten wieder. „Du aber, Römer, gedenke – so entspricht es deinem Wesen – Völker kraft Amtes zu lenken und Ordnung zu stiften dem Frieden, Unterworfenen zu schonen und niederzukämpfen Empörer“, heißt es bei Vergil<sup>9</sup>. Schon seit den Scipionen wurden die Vorstellungen von einem Heiland, den die alte Welt heiß ersehnte, „auf die führenden Männer Roms übertragen und sind dann in der Folgezeit mit der Kaiseridee unzertrennlich zusammen gewachsen“ (Andreas Alfödi)<sup>10</sup>. Unter Augustus kam dem *adventus* immer größere Bedeutung zu. Octavian zog dreimal, in den Jahren 29, 19 und 13 v. Chr., unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung in Rom ein; es waren Beschlüsse gefasst worden, „dass ihm, wenn er die Stadt beträte, die Vestalinnen und der Senat und Volk mit Frauen und Kindern entgegengehen sollten“ (Cass. Dio LI 19, 2). Die Münzen der Kaiserzeit werden in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten nicht müde, den jeweiligen *felix adventus Augusti nostri* zu verkünden<sup>11</sup>.

Auch die Bibel bezeugt den *adventus*. Bei Jeremia (17, 25) heißt es: „... dann werden durch die Tore dieser Stadt Könige einziehen, die auf dem Thron Davids sitzen; mit Wagen und Rossen werden sie kommen“. „Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe dein König kommt zu dir ... Er verkündet für die Völker den Frieden; seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer und vom Eufrat bis an die Enden der Erde“, prophezeit Sacharja (9, 9. 10); im neutestamentlichen Geschehen wird diese Heilsankündigung durch den Messias präsent gemacht: „[Sie] nahmen Palmzweige, zogen hinaus, um ihn zu empfangen und riefen: ‚Hosanna! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn, der König Israels!‘“ (Joh 12, 13).

Nicht um der eigenen Autorität in einem übersteigerten Machtstreben etwas hinzuzufügen, sondern im Bewusstsein eines durch die Geschichte und die Frohe Botschaft bedingten Auftrags stellten sich die Päpste in die Nachfolge der Cäsaren und vollzogen daher konsequent und unbeirrt die *imitatio imperii*.

Der *adventus papae* war Ausdruck der „Seinsweise der *ecclesia triumphans*“ (Jörg Traeger)<sup>12</sup>. Der Statthalter Christi auf Erden beging ihn als Triumph stellvertretend für den der Kirche, in der Christus fortlebt, als Überwindung zeitlicher Unvollkommenheit, als Sieg des Lebens über den Tod. Das zeremonielle „Erscheinen“ des Papstes war somit wahrhaft triumphale Repräsentation. Das Leben des Menschen konnte nur Glanz gewinnen vor dem Hintergrund seiner Vorläufigkeit. In der katholischen Welt war „die am meisten exponierte Gestalt, die den Triumph des Lebens über den Tod garantierte, der Papst“, denn er, „obwohl dem Tode unterworfen wie alle Menschen, besaß durch die Schlüsselgewalt die höchste Macht, der Zeit voraus zu wirken – in jenes Leben hinein, das erst jenseits des Todes seinen Triumph feiert“ (Reinhard Raffalt)<sup>13</sup>.

Der *adventus* des Papstes gehörte somit zum natürlichen Erscheinungsbild der römischen Kirche, des christlichen Abendlandes. Aus der Geschichte und dem Bewusstsein der

<sup>5</sup> Der Text sich im Internet auf: [www.englishverse.com/poems/easterday](http://www.englishverse.com/poems/easterday). Die an sich hervorragende Übertragung ins Deutsche von Claudia Letat ([www.litlinks.it/wx/wilde\\_o.htm](http://www.litlinks.it/wx/wilde_o.htm)) gibt einige im Originaltext verwendete römische Spezifika nicht wieder (z. B. „*silver trumpets – trombe d'argento* – Silbertrompeten“).

<sup>6</sup> Reinhard Raffalt, *Wohin steuert der Vatikan?* (= Heyne-Buch Nr. 7007), München 1973, 74.

<sup>7</sup> 1706 ff.; Die Übersetzung ist von Gustav Strohm (*Demos und Monarch. Untersuchungen über die Auflösung der Demokratie*, Stuttgart 1922, 117).

<sup>8</sup> Andreas Alfödi, *Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells*, a. a. O., 88–89.

<sup>9</sup> „*Tu regere imperio populos, Romane memento, haec tibi erunt artes, pacique imponere morem, parcere subiectis et debellare superbos*“ (Ver., *Aen.* VI 851–853).

<sup>10</sup> Andreas Alfödi, *Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells*, a. a. O., 88.

<sup>11</sup> Ebenda, 92.

<sup>12</sup> Jörg Traeger, *Der reitende Papst. Ein Beitrag zur Ikonographie des Papsttums* (= Münchener Kunsthistorische Abhandlungen, Bd. 1), München 1970, 93.

<sup>13</sup> Reinhard Raffalt, *Wohin steuert der Vatikan?*, a. a. O., 92.

Ewigen Stadt ließ er sich nicht verbannen, eine *damnatio memoriae* war nicht möglich. Wer um die historische Dimension wusste und sich durch seine eigene Überzeugung im Denken nicht begrenzte, sah sich außerstande, es zu ignorieren, auch dann wenn er dem Faktum an sich kritisch gegenüberstand. So zollte ihm Federico Fellini in „Roma“, seinem brillanten Portrait der Ewigen Stadt, einen satirischen Tribut: Im Palazzo der Principessa Domitilla beendet er eine klerikale Modenschau der Moderne mit dem päpstlichen *adventus* vergangener Zeiten<sup>14</sup>.

### Die Entstehung der *missa papalis*

Die feierliche Liturgie der Papstmesse fand ihre Ausprägung von dem Gottesdienst her, den der Bischof von Rom mit seinem Klerus und Volk als *statio* beging. Schon Schriften aus der Regierungszeit Papst Damasus' I. (366–384) verwenden diesen Ausdruck. „Das Wort ‚*statio*‘ stammt aus der römischen Soldatensprache und bedeutet soviel wie Wache oder Wachtposten. Wie der Wachtdienst im Heer an einen festen Ort gebunden war und strengste Zucht und gewissenhafte Pflichterfüllung erforderte, so waren die Stationsgottesdienste ein Art Wachtdienst der Kirche, bei denen die Christen, eingedenk ihrer obersten Pflicht, dem Herrn mit unbedingter Hingabe zu dienen, alle weltlichen Beschäftigungen und Sorgen zurückstellten, um sich ganz der Betrachtung der göttlichen Geheimnisse zu widmen“, führt Paolo Salviucci als Erklärung an<sup>15</sup>.

Für Johann Peter Kirsch gilt der Stationsgottesdienst als „äußerer Ausdruck der Einheit der ganzen stadtrömischen Gemeinde mit ihrem Bischof, nachdem durch die Mehrzahl der kirchlichen Gebäude und der gottesdienstlichen Versammlungen in diesen, unter der Leitung der in den *tituli* (Titelkirchen) residierenden Presbyter, eine gewisse Teilung der Gemeinde in lokale Gruppen eingetreten war“<sup>16</sup>. Die Christen der Ewigen Stadt versammelten sich mit ihrem Bischof in einer vorher angegebenen Kirche unweit der Stationskirche – hier wurde die erste Oration, die *collecta*, gesprochen – und zogen unter dem Gesang der Psalmen und des *Kyrie eleison* zu dem Gotteshaus der Station. Dort legte der Heilige Vater die liturgischen Gewänder an und brachte das heilige Opfer dar.

Wie eng die Bindung der Päpste zu den Stationsgottesdiensten in ihrer Stadt war, besonders dann, wenn sie nicht an ihnen teilnehmen konnten, zeigt der im *Liber politicus* des Kanonikers Benedikt von St. Peter enthaltene *Ordo Romanus*

XI. auf<sup>17</sup>. Der Text berichtet von einer berührenden Zeremonie: Nach der Feier des Stationsgottesdienstes, bei dem der Papst nicht anwesend war, tauchte ein Akolyth einen Bausch Baumwolle (*papyrus*) in das Öl der Lampe, die vor dem Altar brannte. Dann überbrachte er dem im Lateran weilenden Papst den Papyrus mit den Worten: „Heute war die Station des heiligen N., der Dich grüßt“. Der Papst antwortete mit einem „Dank sei Gott“, segnete den Papyrus, küsste ihn zu Ehren des Heiligen, dem die Kirche geweiht war, und reichte ihn an einen Kammerherrn weiter. Alle so überbrachten Papyri wurden bis zum Tode des Heiligen Vaters sorgfältig aufbewahrt und dann dem verstorbenen Papst in einem Kissen unter das Haupt gelegt<sup>18</sup>.

Die Ordnung der *stationes* erfuhr eine einheitliche Regelung durch den heiligen Gregor den Großen (590–604), der ihre Zahl festsetzte und bestimmte, in welchen Kirchen die Gläubigen zusammenkommen sollten. Aus dem alten römischen Messbuch ersieht man, dass der Papst die Anzahl der Stationsgottesdienste auf 101 festgesetzt und 45 Gotteshäuser zu Stationskirchen bestimmt hatte. Noch bis in das 8. Jahrhundert hinein erfuhr die Stationsordnung weitere Ergänzungen. Aber schon im 9. und 10. Jahrhundert konnte man von einer permanenten Teilnahme der Päpste an den Stationsgottesdiensten nicht mehr sprechen. Die Gründe dafür waren mannigfaltiger Natur – u. a. zählten dazu die Kämpfe der römischen Adelsparteien, ebenso aber auch Bedrohungen von außen. In den folgenden Jahrhunderten beschränkten sich die Päpste in ihrem Erscheinen immer mehr; ihr Fehlen erklärte sich nun auch durch die wachsende Übernahme von Verpflichtungen politischer und höfischer Art. Als die Nachfolger des heiligen Petrus ihren Sitz in das französische Avignon verlegten, war der Niedergang der Stationsgottesdienste nicht mehr aufzuhalten. Nach ihrer Rückkehr in die Ewige Stadt versuchten zwar einzelne Päpste sie aufs Neue zu beleben; es gelang ihnen aber zumeist nur für ihr eigenes Pontifikat<sup>19</sup>.

Schon früh fanden Zeremonien und Ämter des kaiserlichen Hofes Eingang in die festliche Liturgie des römischen Pontifex. Als Hauptquellen für die liturgischen Feiern der Päpste gelten neben den Sakramentarien Gelasius' I. (492–495) und Gregors des Großen (590–602) die *Ordines Romani*. Der älteste Ordo stammt in seinem ersten Teil noch aus der Zeit Papst Gregors des Großen, in seinem zweiten Teil aus dem 8. Jahrhundert. Der letzte, der XV. Ordo Romanus, wurde um die Wende des 14.–15. Jahrhunderts von Petrus Aemilius niedergeschrieben.

Mit dem 15. Jahrhundert stand das Gerüst der feierlichen Papstmesse. In dieser Zeit legte Augustinus Patritius, der erste namentlich nachweisbare Päpstliche Zeremoniar, sein *Caeremoniale Romanum* vor. Es waren dann in Folge die Zeremonienmeister der Päpste – unter ihnen so bedeutsame Männer wie Johannes Burkhard und Paris de Grassis – die die Liturgien und Zeremonien am Hof des römischen Pontifex weiter

<sup>14</sup> Federico Fellini, *Roma*, Ultra Film – Les Productions Artistes Associés, Roma – Paris 1972 (MGM Home Entertainment DVD, Nr. 1589708).

<sup>15</sup> Paolo Salviucci, „Die römischen Stationsgottesdienste in der Fastenzeit“, in: *L'Illustrazione Vaticana*, dt. Ausgabe, Nr. 3, März 1935, 112–114. Schon der Kirchenschriftsteller Tertullian erwähnt die Ableitung des gottesdienstlichen Wortes *statio* aus der Militärsprache, er schreibt in seiner Schrift *De oratione*, dass die Zusammenkünfte der Gläubigen nach soldatischen Sprachgebrauch *statio* genannt wurden, da die Christen die Streitschar Gottes seien. So wurde, wenn der Papst bei der ersten Station in der Fastenzeit von St. Anastasia den Aventin hinauf nach S. Sabina zog, in der Oration des *Sacramentarium Gregorianum* und des *Missale Romanum* als *collecta* gebetet: „*Concede nobis, Domine, praesidia militiae christianae sanctis inchoare jejuniis. Ut contra spirituales nequitias pugnaturi continentiae muniarum auxiliis* – Verleihe uns, Herr, den Wehrdienst im christlichen Heer mit diesen heiligen Fasten anzutreten, damit wir im Kampfe gegen die bösen Geister mit Hilfe der Enthaltsamkeit stark seien“ (Kunibert Mohlberg, Ed., *Das fränkische Sacramentarium Gelasianum in alamanischer Überlieferung* [= Liturgiegeschichtliche Quellen, Heft 1–2] 9, Münster i. W. 1918).

<sup>16</sup> Johann Peter Kirsch, *Die Stationskirchen des Missale Romanum*, Freiburg im Breisgau 1926. Hierzu auch: Ulrich Nersinger, *Die römischen Stationsgottesdienste und ihre Bedeutung für die Liturgie der Kirche*, in: *Pro Missa Tridentina*, Nr. 22, Dezember 2001, 7–19.

<sup>17</sup> *Ordo Romanus XI (Benedicti b. Petri canonici Liber Politicus)*, ed. Mabillon in: *Museum Italicum*, II., 118 ff.

<sup>18</sup> Paolo Salviucci, *Die römischen Stationsgottesdienste in der Fastenzeit*, a. a. O., 112–113.

<sup>19</sup> Sixtus V. (Felice Peretti, 1585–1590) hatte den Brauch wieder aufgenommen. Hugonius, ein Zeitgenosse des Peretti-Papstes, schrieb: „Seine Heiligkeit der Papst, von der Erwägung ausgehend, dass die früheren Päpste persönlich nach der Stationskirche zu ziehen und dort das Hochamt zu singen pflegten, hat beschlossen jedes Jahr am ersten Tag der Fastenzeit nach dieser Kirche [Santa Sabina] zu ziehen und dort den Papstgottesdienst zu halten, dem das Kardinalskollegium und der ganze Hofstaat beiwohnen. Er hat darüber eine besondere Bulle erlassen und hat selbst mit dem schönen Brauch den Anfang gemacht, damit fürder die künftigen Päpste seinem Beispiel folgen“.

ausbauten, in ihren *Diarii* (Tagebücher) detailliert festhielten und der Nachwelt überlieferten. So verfügt das „Büro für die liturgischen Feiern des Papstes“ über einen einzigartigen Fundus, über ein mehr als fünfhundert Jahre altes Archiv, das bis zum heutigen Tag mit jedem weiteren Gottesdienst des Heiligen Vaters eine Fortsetzung erfährt und bereichert wird.

### Ein Einschub:

#### Die feierliche Messe des Papstes aus der Sicht eines deutschen Dichters

Im Jahre 1853 schuf Josef Viktor von Scheffel (1826–1886) den „Trompeter von Säckingen“. Im 15. Stück seines Erstlingswerkes versetzt der badische Dichter seine Protagonisten in die Ewige Stadt und lässt sie an einer feierlichen Papstmesse teilnehmen.

Das gesellschaftliche Umfeld, gewissermaßen den Vorspann zum „Sitz im Leben“ der *missa papalis*, vermag er gekonnt zu illustrieren – so in der Beobachtung der Menschen, die sich nach St. Peter aufmachten: „Und im Feierkleide zog die / Menge nach dem Vatikan. / Kaum war auf der Engelsbrücke / Raum für alle; drängend kamen / Die Signori in dem span’schen / Mantel mit Perück’ und Degen, / Schwarze Franziskaner-Mönche/Mit den braunen Kapuzinern, / Röm’sche Bürger, – da und dort ein / Sonnverbrannter wilder Hirte / Der Campagna, mit antikem / Stolz die Lumpen umgeschlagen, – /Und dazwischen, leichten Ganges, / Wandelten die Töchter Romas / Schwarzverschleiert, doch der Schleier / Hemmt nicht ihre kecken Blicke / Auf Sankt Peters hohen Stufen / Standen dicht gedrängt die jüngern / Eleganten Pflastertreter, / ... / Must’rung haltend über all die / Wagen und die Staatskarossen, / Die jetzt angefahren kamen. / »Seht ihr dort die Eminenza / Mit dem Vollmondsangesichte, / Mit dem Doppelkinn, – sie stützt sich / Auf den gallonierten Diener“.

Spöttisch, jedoch keineswegs unzutreffend, gibt sich seine Schilderung des *corteo papale*, des päpstlichen Ehrenzuges: „Jetzo klang Musik und durch die / Seitentür vom Vatikan her / Hielt der heil’ge Vater seinen/Einzug in die Peterskirche./ Stämm’ge Schweizer Hellbardiere/Schritten an des Zuges Spitze, / Ihnen folgten der berühmten / Päpstlichen Kapelle Sänger. / Schwere Notenbücher trugen / Die Chorknaben, mancher schleppte/Mühsam nur den Foliantband. / Drauf in bunter Reihe kamen / Violette Monsignori, / Kamen Äbte und Prälaten /Und die Domherrn von Sankt Peter / Schweren Gangs – der fetten Pfründe / War das Äußre auch entsprechend./Zitternd an dem Stabe ging der / General der Kapuziner, / Eine Last von mehr als neunzig / Jahren ruhte auf den Schultern, / Doch im Haupte trug er noch manch / Jugendkühnen Plan verborgen ... / Drauf, ein auserlesenes Häuflein, / Kam die Schar der Kardinäle./Weithin auf dem Marmorboden/Wallt’ des Purpurkleides Schleppe./Herz, gedulde dich, so dacht’ der / Kardinal von Ottoboni, / Jetzt der zweiten einer, doch in / Weniger als sieben Jahren / Sitz’ ich selbst auf Petri Stuhl“.

Das Erscheinen des Papstes und die Feier des heiligen Opfers werden vom Dichter nicht mehr mit Spott bedacht; hier wird das Geschehen fast bewundernd beschrieben: „Und der heil’ge Vater selber / Nahte jetzt, – auf einem Throne / Trugen ihn der Diener acht, / Überm Haupte hielten Pagen / Ihm den Pfauenfederfächer./Schneeweiß war sein linnen Festkleid, / Segnend hob er seine Rechte, / Dran Sankt Peters Fischerring blitzt,/Und die Menge beugte stumm sich. / Angeht am Hauptaltare / War der Zug jetzt und es hielt der / Papst das feierliche Hochamt / Über des Apostels Grab. / Fei-

erlich und ernst erklang des / Chorgesangs ehrwürdig’ge Weise, / Die der Meister Palestrina / Strengen Sinnes einst gesetzt“.

#### Die Papstmesse bis zum Beginn des II. Vatikanischen Konzils

Die Feier der festlichen Messe mit dem Heiligen Vater erforderte eine nicht unbeträchtliche Vorbereitung, ein hohes Aufgebot an Mitwirkenden und eine bis ins Detail geplante „Choreographie“. Sie war daher keine Liturgie, die beliebig oft gefeiert werden konnte. *In persona*, wie schon eingangs angedeutet<sup>20</sup>, zelebrierte sie der Papst nur wenige Male im Jahr (bei allen anderen Feiern, zu denen sich die „*Cappella Papale* – Päpstliche Kapelle“ einfand, stand ein Purpurträger oder ein Würdenträger aus dem Kollegium der Päpstlichen Thronassistenten am Altar).

Für den Gang zur Feier der Liturgie und den Vollzug derselben bedienten sich die Päpste neben den Kleidungsstücken und Würdezeichen, die einem jeden residierenden Oberhirten zukamen, noch besonderer Gewänder und Insignien, die allein ihnen vorbehalten waren: Falda, Subcinctorium, Fanon, Pallium, Mantum und Triregnum<sup>21</sup>.

Stand eine Feier in St. Peter an, begab sich der Papst, bekleidet mit Talar, Rochett, Mozzetta und Stola, aus seinen Privatgemächern zum Paramentensaal des Apostolischen Palastes. Er legte dort Stola und Mozzetta ab, bekleidete sich dann mit der Falda, einem cremefarbenen seidenen Halbrock mit langer Schleppe, Amikt, Albe, Zingulum, Brustkreuz und Stola, dem Mantum, dem weiten Papstmantel, der sich auf die *chlamys purpurea* des römischen Kaisers zurückführte, und – zu besonderen Gelegenheiten – mit den Triregnum, dem mit drei Kronreifen versehenen außerliturgischen Kopfschmuck herrschaftlicher Prägung.

Den Weg in die Vatikanische Basilika hinterlegte der Papst mittels der *Sedia Gestatoria*, die auf den Schultern von zwölf, in rotem Livree gekleideten Männern ruhte. Den Tragsessel des Heiligen Vaters, den der heilige Ennodius von Padua schon zu Beginn des 6. Jahrhunderts als „*gestatoria sella apostolica*“ kannte<sup>22</sup>, überhöhte ein von römischen Prälaten, den Referendaren der Apostolischen Signatur, getragener Baldachin, der auf die Heiligkeit und Weihe des darunter Befindlichen verwies, der im Alten Orient „über dem Thronenden als dem Weltenherrscher das Himmeldach abbildete“ (Percy Ernst Schramm)<sup>23</sup>. Zwei Geheime Geistliche Kammerherren hielten zur Rechten und Linken des Tragsessels auf zwei Meter hohen Stangen die *flabelli*, prachtvolle Fächer aus Straußen- und Pfauenfedern, empor – ein kirchliches Nachschlagewerk des Jahres 1735, das Hierolexikon von Macri, deutet die „Augen“ der Fächer (die Flabelli selber waren Symbole für Autorität und Macht) als die Augen des Volkes, die sich auf ihren obersten Hirten richten, der dadurch ermahnt werde, bei all seinem Tun mit äußerster Umsicht vorzugehen<sup>24</sup>. Das Geleit gaben dem Papst – nebst den Stabsoffizieren der Nobelgarde, der *Cohors praetoria e viris nobilibus*,

<sup>20</sup> Vgl. Ulrich Nersinger, *Überlegungen zur Papstliturgie – Prolog*, in: *Theologisches*, Jahrg. 35, Nr. 1, Januar 2005, 17–20.

<sup>21</sup> Zu den päpstlichen Sondergewändern und Insignien vgl. die Artikel, die vom Verfasser in den Jahren 2003–2005 im Rundbrief der Laienvereinigung *Pro Missa Tridentina* publiziert worden sind.

<sup>22</sup> *Apologia pro Synodo*, in: PL XIII, 206; *Corpus Script. Eccl.* VI, Wien 1882, 328.

<sup>23</sup> Percy Ernst Schramm, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik*, III, Stuttgart 1956, 717.

<sup>24</sup> Fundiertes Wissen über die Flabelli vermittelt: Michael Freiherr von Fürstenberg, *Das Flabellum in der Kirche des Westens*, in: *Westfälische Zeitung*, 129 (1979), 157–192.

und den Bidehänder tragenden Mannen der helvetischen Landsknechtstruppe – die *Mazzieri*. Diese päpstlichen Leibtrabanten trugen einen versilberten keulenförmigen Stab (*mazza*), den sie an die rechte Schulter angelehnt präsentierten. Der Vergleich mit den Liktores des alten Roms drängte sich unversehens auf.

Dem Papst voran zogen die Mitglieder der Päpstlichen Kapelle (u. a. das Kollegium der Prokuratoren der Apostolischen Paläste, der Beichtvater der Päpstlichen Familie, der Apostolischer Prediger, die Geheimkleriker und -kapläne Seiner Heiligkeit, die Konsistorialadvokaten, die Geheimen Kammerherren *in abito paonazzo*, die Kleriker-Prälaten der Apostolischen Kammer, der Magister des Heiligen Palastes, der Meister des Heiligen Hospizes, die Generaloberen und -vikare der Bettelorden, die Generalälte der Regularkanoniker und Mönchsorden, der Erzabt von Monte Cassino und die Äbte *nullius dioecesos*, der Regens der Apostolischen Kanzlei, der Komtur des Heiligen Geistes, die Apostolischen Protonotare, die Erzbischöfe und Bischöfe, die nicht Päpstliche Thronassistenten waren, die Sekretäre der Heiligen Kongregationen und Tribunale, der Majordomus Seiner Heiligkeit, der Vizekammerer der Heiligen Römischen Kirche, der Generalschatzmeister und der Generalauditor der Apostolischen Kammer, die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, die Päpstliche Thronassistenten waren, und das Heilige Kollegium der Kardinäle).

Im päpstlichen Ehrenzug und bei der Feier der Heiligen Messe wurden die Angehörigen des Hofes nicht zu einer farbenprächtigen Staffage degradiert, sie waren keine austauschbaren Komparsen in einem monumentalen Schauspiel. Neben der Verpflichtung der zeremoniellen Repräsentanz des Gottesvolkes beim Haupt der Christenheit und des Dienstes für den Papst als weltlichem Souverän übernahmen sie in der Liturgie wirkliche Dienste. Die Prälaten-Votanten (stimmberechtigte Richter) der Apostolischen Signatur sah man in der Rolle von Akolythen: Sie schritten dem Papst mit sieben Leuchtern voran, schlangen als Thuriferar das Rauchfass und hielten in der Rolle des Naviculars das Weihrauchschiffchen in ihren Händen. Die Prälaten der Römischen Rota traten als Apostolische Subdiakone an: Der an Präzedenz jüngste von ihnen trug das päpstliche Vortragekreuz, der älteste, der Dekan dieses ehrwürdigen Gerichtshofes, die Mitra des Papstes; andere dienten dem Heiligen Vater am Thron und beim Altar. Päpstliche Thronassistenten in bischöflichem Rang hielten dem Papst Buch und Kerze hin. Die Aufgaben von Diakon und *Presbyter assistens*, den unmittelbaren und engsten liturgischen Dienst an der Seite des Papstes, übernahmen Mitglieder des Kardinalskollegiums, das sich ja als *pars corporis papae* verstand<sup>25</sup>.

Nicht nur Kleriker, auch Laien wirkten an der Feier *in prima fila* mit: Aristokraten wie Nichtadelige, Soldaten und Offiziere der Päpstlichen Garden, Apostolische Boten, *Mazzieri*, *Bussolanti*, Konsistorialadvokaten, Geheime Kammerherren *di spada e cappa* („mit Degen und Mantel“) und bis zum Jahre 1870 der Magistrat der Stadt Rom waren beim Thron und Altar des Papstes präsent und tätig. Die ehrenvolle Verpflichtung der ranghöchsten Laienassistenz in der unmittelbaren Nähe des Pontifex versah der Fürstliche Thronassistent. Abwechselnd standen die Oberhäupter der römischen Adelsgeschlechter Colonna und Orsini (später dann auch der

<sup>25</sup> *Pars corporis papae* in Entsprechung des römischen Senats, der sich in der Kaiserzeit als *pars corporis imperatoris* verstand; vgl. hierzu *Cod. Just.*, IX, VIII, 5.

Torlonia) zur Rechten des Papstes, ein wenig hinter dem Kardinaldiakon, auf der obersten Stufe des Thrones; sie ermöglichten dem Papst das Gehen, indem sie den Saum des Mantums und der Falda empor hielten, und stellten sich beim Lavabo der Messe dem Heiligen Vater helfend zur Verfügung.

Beispiele einer *participatio actuosa* der Mitglieder des Päpstlichen Hofes an der Feier der Papstliturgie vergangener Tage ließen sich noch viele anführen – die genannten mögen jedoch als ausreichender Beleg genügen. Wer sich Filmdokumente aus dieser Zeit, und seien es nur kurze Sequenzen, anschaut, findet eine zusätzliche, visuelle Bestätigung.

Der aufmerksame Teilnehmer oder Beobachter einer Papstmesse konnte mit Erstaunen feststellen, dass es bei aller Klarheit des hierarchischen Status der Agierenden kein nivellierendes Standesdenken gab. Die Frage nach der eigenen „Wertigkeit“ stellte sich nicht. Weder Klerikalismus noch laikale Minderwertigkeitskomplexe beherrschten und minderten somit die Liturgie. Dass ein Laie, der Fürstliche Thronassistent, vor dem Großteil der hohen Prälaten Inzens und Friedenskuss entgegennahm, bedurfte keiner besonderen Aufmerksamkeit, geschweige denn einer Diskussion.

Der eigentliche Verlauf der Papstmesse mit seinen vielfältigen Besonderheiten kann in diesen Überlegungen nur skizzenhaft angerissen werden<sup>26</sup>; auf eine Darstellung der übrigen Feierlichkeiten mit dem Heiligen Vater muss leider weitgehend verzichtet werden (noch in diesem Jahr wird vom Verfasser des Beitrags im Verlag *nova & vetera* ein Buch unter dem Titel „Liturgien und Zeremonien am Päpstlichen Hof“ erscheinen; der Verlauf der *missa papalis* wird in ihm detailliert und kommentiert beschrieben werden; ebenso die Feiern der Krönung des Papstes und der Besitzergreifung des Lateran, der Selig- und Heiligsprechungen, der Konsistorien anlässlich der Kreierung von Kardinälen u. v. m.).

Alois Hudal merkt in seiner kurzen, aus dem Jahre 1925 stammenden Erklärung der Papstmesse an: „Der allgemeine Ritus deckt sich mit jenem der feierlichen Messe des Bischofs. Das Messformular wird vom Tage genommen, an dem die *missa papalis* stattfindet. Im Canon ist alles bis auf wenige Worte im *Memento vivorum* unverändert“<sup>27</sup>. Und Johannes Brinktrine ruft in Erinnerung: „Es wäre eine verkehrte Auffassung, wollte man etwa die stille Privatmesse des Priesters als das Ursprüngliche und die feierliche Messe des Bischofs als eine Erweiterung und Ausschmückung betrachten. Die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt. Das Hochamt des einfachen Priesters und insbesondere die stille Messe ist nichts anderes als eine Verkürzung und Vereinfachung des Pontifikalamtes. Der ursprünglichen Form des Pontifikalamtes kommt aber die heutige feierliche Papstmesse am nächsten“<sup>28</sup>.

Zum Einzug in St. Peter erklang der *marcia trionfale*, der Triumphmarsch des Marchese Giovanni Longhi, gespielt von den Trompeter-Ordonanzen der aristokratischen Leibgarde des Papstes; fortgeführt wurde die musikalische Begrüßung

<sup>26</sup> Als deutschsprachige Literatur sei empfohlen: Alois Hudal, *Missae Papalis. Einführung in die Liturgie der feierlichen Papstmesse*, Roma 1925 – Johannes Brinktrine, *Die feierliche Papstmesse und die Zeremonien bei Selig- und Heiligsprechungen*, Freiburg im Breisgau 1925. Wer ausführlicher informiert werden möchte, lese: Giambattista Maria Menghini, *Le solenni ceremonie della Messa pontificale celebrata dal Sommo Pontefice*, Roma 1904.

<sup>27</sup> Alois Hudal, *Missae Papalis. Einführung in die Liturgie der feierlichen Papstmesse*, a. a. O., 12.

<sup>28</sup> Johannes Brinktrine, *Die feierliche Papstmesse und die Zeremonien bei Selig- und Heiligsprechungen*, a. a. O., V–VI.

des Heiligen Vaters mit dem durch die Basilika erschallenden *Tu es Petrus* der Sixtinischen Kapelle.

Aus der alten römischen Liturgie war der Brauch übernommen worden, beim Einzug die im Gotteshaus aufbewahrte Eucharistie zu verehren; so hielt der Zug bei der Sakramentskapelle, der Papst stieg von der Sedia Gestatoria herab, ließ sich die Tiara vom Haupt nehmen und kniete vor dem Sanctissimum zum stillen Gebet nieder.

Bei der Papstmesse gab es zwei Throne: einen großen, mit einem Baldachin überhöhten in der Apsis der Basilika und einen kleinen ohne Baldachin auf der Epistelseite in der unmittelbaren Nähe des päpstlichen Altares, den sogenannten *trono di terza*.

Sobald der Papst auf dem Thron der Terz Platz genommen hatte, lud der Zeremonienmeister die Kardinäle ein, sich dem Thron zu nähern, um dem Stellvertreter Christi die Huldigung und Obedienz zu leisten. Einzelnen traten die Purpurträger heran, knieten sich nieder und küssten den Ring des Papstes. Ihnen hatten sich die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe anzuschließen, die das Kreuz des Streifens der Stola küssten, der über dem rechten Knie des Papstes herabhing. Die Äbte und die übrigen kirchlichen Würdenträger gaben ihre Reverenz und Obedienz durch den Kuss des Fußes, d. h. vielmehr des Kreuzes auf dem päpstlichen Schuh, kund. „Wer die Füße des Papstes küsst, erweist dem höchsten Priester Ehrerbietung und bestätigt, dass der römische Bischof der Stellvertreter dessen ist, dem die Sünderin Magdalena die Füße geküsst hat“, rechtfertigt Innozenz III. (Lotario dei Conti di Segni, 1198–1216) den Anspruch des Papstes<sup>29</sup>.

Am Thron der Terz betete der Papst während des Psalmgesangs der Hore die Vorbereitungsgebete für das heilige Opfer und wurde dann mit den Messparamenten, den päpstlichen Sondergewändern und Pontifikalinsignien bekleidet.

Nach der Inzensierung des Altars nahm der Papst auf dem großen Thron Platz. Lesung und Evangelium wurden in lateinischer und griechischer Sprache vorgetragen – in Latein durch den Apostolischen Subdiakon und den ministrierenden Kardinaldiakon, in Griechisch durch den Subdiakon und Diakon der mit Rom unierten, d. h. in voller Gemeinschaft stehenden Kirche des byzantinischen Ritus.

Auf dem für die Papstmesse bestimmten Altar fanden ein besonderes Tuch und ein übergroßes Korporale Verwendung. Wenn man beim Credo angelangt war – und zwar genau bei den Worten „*et incarnatus est*“ – schritten die beiden ministrierenden Apostolischen Subdiakone zum Papstaltar. Dort entfalteten sie ein linnenes Tuch und bedeckten mit ihm die ganze Mensa. Die Altardecke bestand aus dreizehn Feldern, die durch eine Goldlitze eingefasst und miteinander verbunden waren. Albert Battandier glaubt in diesem Tuch, „eine Anspielung auf die zwölf Apostel [zu] sehen, dreizehn, wenn man den heiligen Paulus mitzählt, vereint durch die Goldlitze, die unseren Herrn bedeuten würde“<sup>30</sup>. Danach kam der ministrierende Kardinaldiakon hinzu, um das große Korporale darauf auszubreiten.

Noch während des Credos begaben sich der Präfekt der Apostolischen Sakristei und der päpstliche Mundschenk zu den Kredenzen, auf denen die Gaben für die heilige Messe verwahrt wurden. Der Mundschenk kostete Wasser und Wein.

Nach dem Lavabo des Papstes stieg der Präfekt der Apostolischen Sakristei zum Altar empor. Dort öffnete der ministrierende Kardinaldiakon ein Gefäß mit drei Hostien und legte diese auf die Patene. Der Präfekt, das Gesicht zum Papst hingewandt, nahm zwei der Hostien und konsumierte sie. Die dritte blieb für die Konsekration auf der Patene liegen. Trotz der vorherigen Überprüfung von Wein und Wasser durch den päpstlichen Mundschenk, erfolgte nun eine neuerliche durch den Präfekten. Erst dann goss der Kardinaldiakon den Wein in den Kelch.

Bei der heiligen Wandlung zeigte der Papst Hostie und Kelch nach drei Richtungen, nach vorne dem Volk zugewandt, nach rechts zur Epistel- und nach links zur Evangelien- seite. Während der Erhebung der heiligen Hostie und des Kelches mit dem Blute Christi spielten die Trompeter-Ordonanzen der Päpstlichen Nobelgarde, die auf der inneren Brüstung der gewaltigen Kuppel Michelangelos Aufstellung genommen hatten, auf den silbernen Trompeten, *trombe d'argento*, das anrührende *largo religioso* Domenico Silveris. Glocken wurden, wie bei allen Messen in Gegenwart des Papstes, nicht verwendet.

Eine Besonderheit der altrömischen Liturgie war die Kommunion des Papstes am Thron. Nach der Erteilung des Friedenskusses kniete der Papst vor den heiligen Gestalten nieder und begab sich dann zum großen Thron. Der ministrierende Kardinaldiakon nahm den Asteriskus, ein sternförmiges Gerät, das aus zwei halbkreisförmig gebogenen, einander überkreuzenden Edelmetallstreifen bestand, und legte ihn über die Patene mit der für den Papst bestimmten Hostie<sup>31</sup>. Der Purpurträger übergab sie dem Apostolischen Subdiakon, der sie mit einem großen Velum, dem *dominicale*, verhüllte und dann mit ihr zum Papst schritt. Der Kardinaldiakon ergriff den Kelch mit dem heiligen Blut, ließ ihm einen goldenen Deckel aufsetzen und ging, wie schon der Subdiakon vor ihm, zum Thron des Papstes. Der Pontifex nahm die Hälfte der heiligen Hostie zu sich und konsumierte das heilige Blut mittels der *fistula*. Die *Fistula*, auch *calamus* oder *canna eucharistica* genannt, war ein goldenes oder silbernes Saugröhrchen; schon Papst Gregor der Große (590–604) soll sich ihrer bedient haben. Danach erfolgte die gemeinsame Kommunion des Kardinaldiakons und des Apostolischen Subdiakons. Der Papst brach dazu die restliche Hälfte der Hostie. Das heilige Blut nahmen die Kommunizierenden am Altar zu sich, der Kardinaldiakon mit der *Fistula*, der Apostolische Subdiakon ohne Benützung des Röhrchens.

Wenn nach der heiligen Messe der einfache Pontifikalsegen erteilt wurde, erbat der assistierende Kardinalbischof für die Gläubigen: „*Indulgentiam, Beatissime Pater* – Einen Ablass, Heiliger Vater!“ Dieser antwortete dann: „*Plenariam* – einen vollkommenen“. Es folgte sodann die Ablassverkündung durch den Kardinalbischof. Zu besonderen Anlässen begab sich der Papst auf der Sedia Gestatoria zur äußeren Loggia der Peterskirche, um von dort aus den feierlichen Segen zu erteilen<sup>32</sup>. Nach dessen Erteilung verkündete der erste der assistierenden Kardinaldiakone in lateinischer Sprache und der zweite auf Italienisch, dass der Papst allen, die den Segen empfangen haben, einen vollkommenen Ablass gewähre.

<sup>29</sup> Innocentius papa III, *De sacro altaris mysterio* II, 37, in: Migne PL 217, 821.

<sup>30</sup> „*J'ai cherché en vain la raison mystique de cette division en treize parties. On pourrait y trouver une allusion aux douze apôtres, treize en comptant saint Paul, unis ensemble par la dentelle d'or qui figurerait Notre-Seigneur*“ (Albert Battandier, *Les ornements du Souverain Pontife – Le nappe de „Incarnatus es“*, in: *Annuaire Pontifical Catholique de 1907*, 113).

<sup>31</sup> Der Asteriskus wies zwölf Strahlen auf, von denen ein jeder mit dem Namen eines Apostels bezeichnet war.

<sup>32</sup> Von 1870 an bis zum Beginn des Pontifikats Pius' XI. (1922–1939) wurde der Segen aus kirchenpolitischen Gründen (Protest gegen die widerrechtliche Okkupation Roms und des Kirchenstaates) von der inneren Loggia der Basilika erteilt.

Entgegen oft vorgebrachter Kritik besaß nicht nur das eigentliche liturgische Geschehen an Thron und Altar sondern das gesamte Szenario der Papstmesse etwas sehr Lebendiges und gab – für viele unvermutet – dem Menschlichen viel Raum.

Was auf der *tribuna* des römischen Adels und Patriziats vor sich ging, erfährt man aus einer zeitgenössischen Beschreibung des Conte Carlo Cardelli: „Sowie man die Tribüne betritt, macht man eine Ehrfurchtsbezeugung und ein Kreuzzeichen in Richtung des Hauptaltars. Wenn man sich dann noch ringsum grüßend und mit kleinen besonderen Freundschaftsbezeugungen umgesehen hat, wählt man seinen Platz, wenn möglich an der Seite eines Verwandten, und widmet sich dem Vergnügen der Konversation. Die alten Damen im ersten Schmuck ihrer alten Schleier von schwarzen Valenciennes-Spitzen und ihren schlichten Juwelen erklären den jüngeren die Bedeutung der Zeremonie und einzelne zeremonielle und liturgische Handlungen“<sup>33</sup>.

Und in seinem auch heute noch lesenswerten Buch „*Vaticano Minore – Der unbekanntes Vatikan*“, geschrieben in den Dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, gibt Silvio Negro ein anschauliches Bild von dem, was sich hinter den „Kulissen“ eines päpstlichen Hochamtes abspielte: „Während der Unterbrechungen der Feierlichkeiten, während die Domherren mit abwechselnden Stimmen die Psalmen der Non heruntersingen, kannst du hinter diesen Tribünen, die von Geistlichen in violetten Mäntel, von Offizieren in Uniform, von hundertfältig verschieden gewandeten Schwestern, von schwarzverschleierten Damen wimmeln, zwei Diplomaten sehen, wie sie Arm in Arm ihre Geschäfte besprechen. Der Grundriss der Basilika scheint sich dort in der Nähe der Apsis geradezu verwandelt zu haben. Die weiten Tribünen, deren Stufen bis zum Altar heruntersteigen, schneiden auf der Rückseite, außerhalb der Feierlichkeit, kirchenweite Räume ab. Und das Leben nimmt dort ebenso geläufige und doch ungeahnte Formen an, wie der Kult, der sich auf der anderen Seite abspielt, durch die Überlieferung geregelt und feierlich ist. Nunmehr sind einige der Türen, die man sonst immer hinter den Papstgräbern verschlossen sieht, weit geöffnet und enthüllen zwischen der Mauer Räume, die weitläufig wie Säle sind. Und dort, gleich außerhalb der geheiligten Umgrenzung, befinden sich Räume, die zur Erholung hergerichtet sind. Da ist das ‚Büffet‘ der Nobelgardisten und Geheimkammerer, des Diplomatischen Korps und der römischen Aristokratie. Dort tauscht man mit gedämpfter Stimme Grüße aus, dort unterhält man sich über die letzten Neuigkeiten, dort stellt man sich vor, dort unterhält man sich in vielen Sprachen. Ein amerikanischer Zeitungsmann stößt auf einen Negerpriester, ein Gendarm zeigt einem Senator den Weg, der Außenminister einer großen katholischen Nation trifft sich mit dem entthronten König seines Landes und muss so tun, als kenne er ihn nicht. Aber die Schwestern mit der weißschimmernden Haube und dem gestreiften Kleide sitzen zu Seiten einer Hilfsstation, lesen, ohne sich stören zu lassen, in ihrem großen Gebetbuche

und warten auf den feierlichen Schall der Posaunen, um sich bei der Wandlung auf die Knie zu werfen“<sup>34</sup>.

### Päpstliche Liturgien in der Cappella Sixtina

Als die Päpste gegen Ende des 14. Jahrhunderts von Avignon in die Ewige Stadt zurückkehrten, fanden – abgesehen von den hochfeierlichen Handlungen, die in St. Peter oder einer der anderen Patriarchalbasiliken vollzogen wurden – die feierlichen, öffentlichen Funktionen in den Palastkapellen des Vatikans statt. Die vornehmste Kapelle des Apostolischen Palastes wurde mit dem Pontifikat Sixtus' IV. (Francesco della Rovere, 1471–1484) jene, die von diesem Papst ihren Namen erhalten sollte, die „Cappella Sixtina – Sixtinische Kapelle“<sup>35</sup>. „Ein heiliges Haus, ein Schrein, eine Arche ist sie, zugleich der Vorgriff auf den Schlussakkord der irdischen Welt“, urteilt Reinhard Raffalt über sie<sup>36</sup>.

In den Aufzeichnungen über seine „Italienische Reise“ notiert Goethe unter dem Datum vom 1. März 1788: „Sonntags gingen wir in die Sixtinische Kapelle, wo der Papst mit den Kardinälen der Messe beiwohnte. Da die letzteren wegen der Fastenzeit nicht rot sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albrecht Dürer gesehen und freute mich, nun so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Karwoche, wo alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können“<sup>37</sup>.

In der Heiligen Woche kam in der Cappella Sixtina bei den Trauermetten Gregorio Allegris berühmtes *Miserere* zur Aufführung. Die Palastkapelle war von Kerzen erhellt. Im Altarraum befand sich ein großer Leuchter mit fünfzehn Kerzen. Wenn der Papst einzog, wurde mit dem Gesang der *Tenebrae* begonnen. Zunächst erklang der erste Teil der Matutengebete, an deren Ende die erste Kerze gelöscht wurde. Dann folgte der zweite Teil mit den *Lamentationes*, den Klagen des Propheten Jeremia. Es schlossen sich die Laudes an mit dem choraliter rezipierten 50. Psalm, umrahmt von der Antiphon *Justificeris Domine*, und das *Benedictus*, der Gesang des Zacharias. Währenddessen erhob sich der Heilige Vater von seinem Faldistorium. „Mit entblößtem Haupt stand er gegenüber dem Altar und gleichzeitig wurden in genau festgelegter Reihenfolge alle Kerzen des Raumes gelöscht – bis auf eine, die erst während der Wiederholung der zum *Benedictus* gehörigen Antiphon *Traditor autem* vom Zeremoniar vom Leuchter genommen und schließlich hinter dem Altar gelöscht wurde. Im fast dunklen Kirchenraum wurde nun die Antiphon *Christus factus est* intoniert, und der Papst kniete sich dabei nieder. Dann folgte, nochmals und nun in Allegris Vertonung, der 50. Psalm *Miserere*, der kniend gebetet werden musste, nur die Kantoren standen. Am Schluss intonierte der Papst die oratio *Respice quaesumus, Domine*, deren letzte Sätze jedoch still gebetet werden mussten. Damit war die Feier jedoch noch nicht beendet; der Zeremoniar klopfte nach der eingetretenen Stille laut mit den Händen auf eine Altarstufe oder ein eigens präpariertes Holzbänkchen, worauf alle Anwesenden so viel Lärm wie möglich machen mussten, zumeist anscheinend durch lautes

<sup>33</sup> „Au moment d'entrer dans la tribune, un fait une profonde révérence et un signe de croix en direction du maître autel; ensuite, après une œillade circulaire de salut et des petits signes particuliers d'amitié à la ronde, on choisit sa place à côté, si possible, d'un parent et on se laisse aller au plaisir de la conversation. Les vieilles dames austères dans leurs précieux voiles de Valenciennes noires et leurs bijoux simples expliquent aux plus jeunes la signification de la cérémonie ou de certaines pratiques du cérémonial et de la liturgie“. Zitiert in: Bernard Berthod – Pierre Blanchard, *Trésors inconnus du Vatican. Cérémonial et liturgie*, Paris 2001, 256.

<sup>34</sup> Silvio Negro, *Der unbekanntes Vatikan*, 6.–10. Tausend, München o. J., 65–66.

<sup>35</sup> Ebe Giacometti – Floriana Mauro, *Cappella Sistina*, in: *Mondo Vaticano, Passato e presente*, a cura di Niccolò Del Re, Città del Vaticano 1995, 213–221.

<sup>36</sup> Reinhard Raffalt, *Sinfonia Vaticana. Ein Führer durch die Päpstlichen Paläste und Sammlungen*, 4. Auflage, München 1977, 394.

<sup>37</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise – Dritter Teil* (= dtv-Gesamtausgabe, Band 26), München 1962, 164.

Scharren mit den Füßen auf dem Boden. Erst mit dem Entzünden einer Kerze durch den Zeremoniar trat wieder Stille ein, die Anwesenden – einschließlich des Papstes – durften sich von den Knien erheben und die Kapelle verlassen<sup>38</sup>.

Laurenz Lütteken merkt zu dem eindrucksvollen Geschehen in der Sixtinischen Kapelle an: „Im entscheidenden letzten Moment der Zeremonie, der Bitte um das Erbarmen Gottes angesichts der Hinrichtung seines Sohnes, kippt die Einstimmigkeit gewissermaßen um in ihre Vervielfachung, also den homophonen Blocksatz des Falsobordone ... Und zuletzt, vor der endgültigen Stille, erhebt sich ein unkonturierter Lärm: Geräusch jenseits der Musik, in dem die hochmittelalterliche Vorstellung nachklingen mag, dass großer Lärm einen vollzogenen Sachverhalt bestätigt. Der Tod Christi wird also durch ein geräuschhaftes Tosen verdeutlicht, das ... in geradezu schockierendem Kontrast zur polyphonen Komposition Allegris steht“<sup>39</sup>.

Selbst die kritischen, dem katholischen Glauben ambivalent oder ablehnend gegenüberstehenden Rombesucher des 18. Jahrhunderts sahen in einer solchen Zeremonie keinen bloßen *coup de théâtre*; sie betrachteten sie durchaus noch als Etwas – ein Kunstwerk –, das im Dienst der Religion stand. Johann Wolfgang von Goethe fand die Liturgie der Trauermetten „undenkbar schön“<sup>40</sup>, und Madame de Stael wurde bei ihr von einem „süßen, reinen Gefühl“<sup>41</sup> ergriffen. In die Liste der Bewunderer dieser Glaubenspräsentation am Päpstlichen Hof reihten sich Berühmtheiten wie Charles Dickens, der Comte d’Espinhal, Chateaubriand und Taine bereitwillig ein.

### Die „Teilnahme“ der katholischen Welt an der Papstliturgie

Das Erleben gottesdienstlicher Feiern mit dem Heiligen Vater war in vergangenen Jahrhunderten nur durch eine persönliche Teilnahme oder aufgrund der Kenntnis mündlicher und schriftlicher Berichte (oft durch Abbildungen illustriert) möglich. Erst die Gegebenheiten des 20. Jahrhunderts (Bahn-, Bus- und Flugreisen, aufbringbare Fahrtkosten) bewirkten einen ständig wachsenden Zustrom von Pilgern und Touristen in die Ewige Stadt und somit eine intensivere Begegnung der Menschen mit den Feiern des Päpstlichen Hofes. Die technologische Entwicklung trug ein weiteres dazu bei: durch Wochenschauaufnahmen und Fernsehübertragungen wurden bedeutsame Geschehnisse im Vatikan – Wahl und Krönung des Papstes, „Heilige Jahre“, Verkündigung eines Dogmas – einem immer größer werdenden Publikum präsent.

Die mediale Verbreitung päpstlicher Gottesdienste und Zeremonien musste Verfechtern der „Liturgischen Bewegung“ ein Dorn im Auge sein, ihnen als kontraproduktiv für ihr Unterfangen erscheinen. Zu groß war die Gefahr, dass es den Kameraobjektiven gelang, in der Messe des Summus Pontifex die durch Geschichte und Tradition geprägte und geförderte Universalität der Kirche sichtbar zu machen. Protagonisten einer liturgischen Erneuerung machten sich ja für eine „völkische Eigenart“ im Kult stark<sup>42</sup>, die in den germanisierenden liturgischen Bewegungen Deutschlands und Öster-

reichs schon vorgeprägt war. Es ging ihnen hierbei weniger um einen durchaus berechtigten und sinnvollen Gebrauch landessprachlicher Elemente in der Feier des Gottesdienstes und der Sakramente, als vielmehr um den Versuch der Schaffung von Nationalkirchen zum Schaden aller Völker und Nationen umfassenden und verbindenden *Ecclesia Catholica*.

## II. Die „Gründe“ für eine Reform

Das vom seligen Johannes XXIII. (Angelo Giuseppe Roncalli, 1958–1963) einberufene Ökumenische Konzil bot nun den Aktivisten einer liturgischen „Erneuerung“ Gelegenheit, sich publikumswirksam zu inszenieren. Mit dem Elan der Bilderstürmer und dem Fanatismus von Schwarmgeistern machten sie sich an ihr Werk.

### Priesterjournalisten, Theologen und Konzilsväter

„Wen wird das heute erbauen? Welcher Seelsorgezweck wird damit erfüllt? Das stammt nicht vom Evangelium, es kommt aus der Fürstenzeit, es atmet Hofluft“ erregte sich Mario von Galli über die für das Konzil vorgesehene liturgische Ordnung<sup>43</sup>. Der streitbare Jesuit und Journalist glaubte sich zum Anwalt der Konzilsväter machen zu müssen: „Man staunt zum Beispiel über die Kleidervorschriften bei Feierlichkeiten für Kardinäle und Bischöfe: Seide oder Wolle, rot, violett oder weiß, diese oder jene Strümpfe, diese oder jene Schuhe und Schnallen und hunderterlei Dinge dieser Art. Ein deutscher Bischof öffnete mir seinen Kleiderschrank: ‚Das alles musste ich mitschleppen, um hier bestehen zu können‘, sagte er verzweifelt“.

Wer von Gallis mehrbändige „Chronik“ des Konzils – sie fand den Weg in beinahe jede Pfarr- und Stadtbibliothek – durchblättert, trifft bei den abgedruckten Photographien, die nach Ansicht des Jesuiten „Unzeitgemäßes“ wiedergaben, nicht auf sachliche Bildunterschriften, sondern auf eine abwertende, teils gehässige Kommentierung. Die in von Gallis Büchern vorgebrachten „Lösungsvorschläge“ verloren sich jedoch häufig in Absurditäten und dokumentierten letztendlich einen erschreckenden Realitätsverlust (So hieß es, um nur ein Beispiel herauszugreifen, zur Päpstlichen Schweizergarde: „Aber wie der Vatikanstaat nur noch ein symbolischer Staat ist, so ist auch die Garde nur noch eine symbolische Garde. Es fragt sich, ob man ihr nicht eine Aufgabe zuweisen könnte im Dienst der Armen nach Art des Freiwilligen-Korps Kennedys! In Rom gibt es viele Arme, die noch in Höhlen wohnen“<sup>44</sup>).

Die von Galli und seinen Mitstreitern geleistete Vorarbeit wurde dann „theologisch“, auf Professorenebene, aber nicht weniger propagandistisch und polemisch, fortgeführt. „Die Eröffnungszeremonie hatte wegen ihres völlig unzeitgemäßen barocken Prunkes nicht nur die nichtkatholischen Christen und der Kirche Fernstehende abgestoßen. Auch viele Bischöfe verschiedener Nationen und Kontinente fanden es traurig, dass gerade die Päpstlichen Zeremoniäre noch nicht den geringsten Hauch der in der ganzen Kirche wahrzunehmenden liturgischen Erneuerungsbewegung verspürt hatten“, gab Hans Küng 1963 über die Feiern zum Beginn des II. Vatikanischen Konzils zum Besten<sup>45</sup>. Geschickt versuchte der

<sup>38</sup> Laurenz Lütteken, *Perpetuierung des Einzigartigen. Gregorio Allegris „Miserere“ und das Ritual der päpstlichen Kapelle*, in: Joseph Imrode/Fritz Neumeyer/Tristan Weddigen (Hrsg.), *Barocke Inszenierung*, Emsdetten/Zürich 1999, 136–145, hier 142.

<sup>39</sup> Ebenda. 142.

<sup>40</sup> So der Dichter in seiner „Italienischen Reise“ unter dem Datum des 1. März 1788.

<sup>41</sup> Madame de Stael, *Corina oder Italien*, Zweiter Theil, Berlin 1807, 291.

<sup>42</sup> Johannes Hofinger/Joseph Kellner, *Liturgische Erneuerung in der Weltmission*, Innsbruck – Wien – München 1967, 437.

<sup>43</sup> Mario von Galli/Bernhard Moosbrugger, *Das Konzil. Chronik der ersten Session*. Mainz 1963, 58.

<sup>44</sup> Mario von Galli/Bernhard Moosbrugger, *Das Konzil und seine Folgen*, Luzern – Frankfurt a. M. 1966, 180.

<sup>45</sup> Hans Küng, *Kirche im Konzil* (= Herder-Bücherei, Bd. 140), Freiburg im Breisgau – Basel – Wien 1963, 62.



Tübinger Theologe einen Keil zwischen Auftritt und Auftretendem zu treiben: „Ihn [Papst Johannes XXIII.] hat niemand für diesen wenig angebrachten Rahmen verantwortlich gemacht“, denn „wer diesen über achtzig Jahre alten Mann zu Fuß langsam die Scala Regia herunterkommen und erst dann die Sedia besteigen sah, hatte sofort den Eindruck, dass diesen demütigen und bescheidenen Hirten der ganze äußerliche Pomp zutiefst gleichgültig ließ“. „Hatte man doch gehört, dass ihm auch dieses Mal wieder die Sedia gestatoria aufgedrängt werden musste“, bediente sich Küng mit List des berüchtigten, in Rom leider so oft Verwendung findenden *dicitur* („man sagt“).

Nach den Theologen trugen dann auch Konzilsväter ihre „Gründe“ vor. Manche unglücklichen Formulierungen des Nachfolgers Johannes' XXIII. ermöglichten den Gegnern der römischen, universalen Liturgie bei ihrer Jagd auf das Tradierte, auf das sich in der Geschichte der Kirche Bewährte, ein freies Schussfeld – so als Papst Paul VI. (Giovanni Battista Montini, 1963–1978) am 21. September 1963 gegenüber den Konzilsvätern die großzügig zu interpretierende Äußerung machte, man werde „nicht eifersüchtig auf irdische Privilegien anderer Zeiten pochen noch auf äußere Formen, die nicht mehr dazu geeignet sind, wahre und hohe religiöse Werke einzuprägen und zu veranschaulichen“<sup>46</sup>. Ermutigt durch die Worte des Heiligen Vaters konnte dann der an Anspruch und Titel reiche, aber an Gläubigen und Bedeutung eher bedürftige Patriarch der Melkiten von Antiochien, Maximos IV. Saigh, in der Konzilsaula – selbstverständlich auf Französisch – behaupten, dass Menschen außerhalb der katholischen Kirche und auch viele in ihr im heutigen päpstlichen Hof (und damit auch in dessen Liturgie) „nur schwer die Ökumenizität der Kirche erkennen, sie sehen in ihm viel eher den Partikularismus einer Teilkirche, der günstige Umstände auf rein menschliche und zeitbedingte Weise beträchtliche Größe, Macht und Reichtum eingebracht haben“<sup>47</sup>. Andere Konzilsväter gaben sich in ihren Redebeiträgen gemäßigter, bedeckter: sie hielten sich zurück, glaubten sie doch im Heiligen Vater einen Fürsprecher ihrer Sache zu haben.

### Die „Argumente“ des P. Annibale Bugnini CM

Der Baumeister der neuen päpstlichen Liturgie, Annibale Bugnini, gibt in seinem 1983 publizierten „Zeugnis und Testament“ die Gründe für eine Reform mit sehr klaren Worten wieder, in einer Sprache, die er auf dem Konzil selber tunlichst vermieden hatte<sup>48</sup>. Damals verwendete er, wie Hans-Viktor von Sury zutreffend feststellt, „eine römisch-kuriale Art von religiös eingefärbter Schönrederei, sehr präzise mit dem Wort ‚panegyrisch‘ wiederzugeben (laut Duden ‚liturgieartiges‘ Lobgedicht)“<sup>49</sup>.

Den „Notwendigkeiten“ und „leitenden Prinzipien“ der Reform stellt er ein „*mandatum apostolicum*“ voran: „Am 13. Februar 1965 erhielt das ‚Consilium‘ vom Staatssekretariat einen Entwurf der Reform der Cappella papalis, erarbei-

tet von P. Jounel und A.-G. Martimort. Eine amtliche Bemerkung besagte: ‚Der Entwurf ist vom Heiligen Vater angefordert worden.‘“

Eine Notwendigkeit wurde mit der Lehre des Konzils über die Bischöfe und in ihrem neu definierten Verhältnis zum Papst begründet. Durch sie werde der Dienst einiger Bischöfe bei den päpstlichen Feierlichkeiten noch widersprüchlicher. Konkret benannt wurden die „Thronassistenten, die das Buch und die Kerze halten“ oder „als Zeremoniar fungieren“, sowie die Kardinäle, die dem Papst in der Rolle von Diakon und Subdiakon assistierten.

Als weitere Notwendigkeit für eine Reform wurde definiert: „Die Psychologie des modernen Menschen hat kein Verständnis für ein Gemisch aus höfischer Etikette und religiösem Ritus. Die Präsenz des Höfischen ist bei den päpstlichen Zeremonien zu aufdringlich: römische Adelige und Patrizier, Diplomaten, Mitglieder aus alten fürstlichen Familien auf Extraplätzen; bewaffnete Einheiten und andere Würdenträger des Hofes in der Einzugsprozession; Lavabo in der Messe von Würdenträgern und Kammerdienern dargeboten. Die ‚*cathedra Petri*‘, so sagt man, ist ein ‚Thron‘ geworden.“

Ein dritter Grund lag in der Bedeutung und Nutzung eines neuen Mediums: „Das Fernsehen überträgt immer häufiger die päpstlichen Zeremonien. Gewisse mittelalterliche Bräuche, aus Rom hinausgetragen zu den Völkern mit anderen Religionen oder ohne Glauben, geben Veranlassung zu allerlei Deutungen, die obendrein oft nicht positiv sind. Der Papst muss allen als der Nachfolger Petri, als Diener der Diener Gottes erscheinen, und nicht als ein mittelalterlicher Fürst. Das Fernsehen verlangt ein vorbildliches Verhalten all derer, die an der päpstlichen Liturgie teilnehmen, besonders von den Zeremoniaren; die Nahaufnahmen verraten unbarmherzig, was vor sich geht“.

Als leitende Prinzipien der kommenden Reform galten die „Abschaffung von uralten Bräuchen“ und die „Anpassung an die neue liturgische Gesetzgebung“. Es war nötig, „die ‚artfremden‘ Bräuche des päpstlichen Hofes und der päpstlichen Familie zu revidieren, einschließlich ihrer verschiedenen pompösen Verpflichtungen“; der Papst hatte somit „den Apparat des päpstlichen Hofes und der päpstlichen Familie merklich ein[zu]schränken“. Die revidierte päpstliche Liturgie sollte „als Vorbild für die ganze Erneuerung dienen, entsprechend dem Geist und dem Buchstaben von Vaticanum II. Papst Johannes XXIII. hat mit der *Missa dialogata*, der Gemeinschaftsmesse, damit begonnen. Jetzt muss man auf dieser Linie weiter arbeiten“. „Aufwand und Pomp“ mussten verschwinden, Überladung – „Kerzenleuchter, Reliquienbüsten, Mitren, Tiara“ – vermieden werden. Bedauernd hieß es: „Das Repertoire der Cappella Sistina ist noch immer das aus der Zeit vor dem heiligen Pius X.“ „[Er] erscheint wahrhaftig nicht als ‚*Cantus Ecclesiae romanae proprius et principalis*‘“, fiel das Urteil über den Gregorianischen Choral aus.

Bugnini's *Consilium ad exsequendam Constitutionem de Sacra Liturgia* („Rat für die Ausführung der Konstitution über die Heilige Liturgie“) überschritt mit dieser Argumentation die Kompetenz, die ihm durch seine Bezeichnung zukam, und nahm Züge des „Wohlfahrtsausschusses“ der Französischen Revolution an. Die Ausmerzung der Geschichte stand auf dem Plan – mit allen Mitteln, unerlaubte und sittlich verwerfliche nicht ausgeschlossen. Es ging um „eine Neugestaltung der Liturgie aus unserer Zeit heraus“, denn „niemand kann übersehen, dass die sich gegenwärtig anbahnende Weltkultur keine abendländisch-lateinische sein

<sup>46</sup> Mario von Galli, *Das Konzil. Von Johannes XXIII. zu Paul VI., Chronik der zweiten Sessio*, Olten 1964, 93.

<sup>47</sup> Ebenda, 99.

<sup>48</sup> Annibale Bugnini, *Die Liturgiereform 1948–1975. Zeugnis und Testament*, Freiburg – Basel – Wien 1988 (it.: *La riforma liturgica*, Roma 1983). Auf eine Auflistung der Literatur zur Person Annibale Bugnini muss an dieser Stelle verzichtet werden. Einen kurzen, aber prägnanten Einblick in das Liturgie-Schaffen Bugnini's gibt: *Als Paul VI. alles durchschaute*, in: *30 Tage*, Mai 1992, 36–37.

<sup>49</sup> Hans-Viktor von Sury, *Liturgie als Zeitbombe. Nachdenkliches zu einem 40-jährigen Jubiläum*, in: *Una-Voce-Korrespondenz*, 34. Jhrg., Heft 2, März/April 2004, 67–88, hier 77.

wird“ (Hans Küng)<sup>50</sup>. „Tradition als die Präsenz der Geschichte in ihren jüngsten Erben – das musste für die revolutionäre Bewegung in der nachkonziliaren Kirche ein Gedanke sein, der den Zorn als heilig rechtfertigte, mit dem man gegen ihn ankämpfte“, gibt Reinhard Raffalt als Erklärung für das Wüten der „Erneuerer“ an<sup>51</sup>.

### Berechtigte Gründe

Es soll und darf nicht der Eindruck entstehen, dass die bis in die Anfangszeit des Zweiten Vatikanischen Konzils praktizierte päpstliche Liturgie in ihrer Ausprägung einen sakrosankten Status besessen hätte (die später aufkommende Diskussion um den Ritus der Heiligen Messe steht selbstverständlich auf einer gänzlich anderen Ebene).

Sie war immer Veränderungen – Auslassungen und Hinzu-fügungen – unterworfen. Auch die Auf- und Verteilung der Dienste und Ämter war nicht unverrückbar festgelegt – so hatte erst Alexander VII. (Fabio Chigi, 1655–1667), den Votanten der Apostolischen Signatur für die feierliche Messe des Papstes die Aufgaben der Akolythen und den Auditoren der Römischen Rota die der Apostolischen Subdiakone zuge-teilt. Wenn Monsignore Piero Marini in Interviews die Behauptung Annibale Bugnini wiederholt, die päpstliche Liturgie sei seit dem 15. Jahrhundert unverändert geblieben und sie darüber hinaus als „etwas Statisches“ („Alles war vorgeschrieben“) benennt, so muss ihm, zumindest was die äußere Gestaltung betrifft, widersprochen werden<sup>52</sup>.

<sup>50</sup> Hans Küng, *Kirche im Konzil*, a. a. O., 90, 77.

<sup>51</sup> Reinhard Raffalt, *Wohin steuert der Vatikan?*, a. a. O., 79.

<sup>52</sup> *Des Papstes viele Helfer: Wie der Petersdom für die Weihnachtsmesse vorber-eitet wird*, Ein Film von Michael Busse und Maria-Rosa Bobbi, Westdeut-scher Rundfunk 2002 – Annibale Bugnini, *Die Liturgiereform 1948–1978. Zeugnis und Testament*, a. a. O., 842.

Viele Elemente der gottesdienstlichen Feiern des Heiligen Vaters, die nicht den eigentlichen Messritus berührten, bedurften durchaus einer Hinterfragung. Und sie wurden auch nicht generell als Tabu behandelt. So war die Abschaf-fung der *praegustatio* von Wein, Wasser und Hostien durch den Mundschenk des Papstes und den Präfekten der Apostoli-schen Sakristei schon unter Pius XII. (Eugenio Pacelli, 1939–1958) diskutiert und erwogen worden<sup>53</sup>. Dennoch über-wogen bei den Verantwortlichen in der Behandlung dieses Komplexes Ängstlichkeit und das Unvermögen, aus der Geschichte und Überlieferung heraus kreativ zu werden.

„Die Kirche der ersten Jahrhunderte hat auf die Umwand-lung nichtchristlicher, aber menschlich gültiger Erbschaft große schöpferische Kraft gewendet“, ruft Reinhard Raffalt zu Recht in Erinnerung. Vorwürfe an den postkonziliaren Zustand seien daher nicht zuletzt den Konservativen zu machen, „die die Tradition in Erbpacht genommen hatten und dennoch angesichts der modernen Welt nichts mit ihr anzu-fangen wussten“, denn „ihnen hätte der verwandelnde Elan der Kirche früherer Jahrhunderte Ansporn und Beispiel sein müssen“, aber „statt dessen sahen sie in unbeweglicher Ver-zweiflung zu, wie der Verfall der Tradition in der römischen Kirche fortschritt, den sie selbst durch ihre Phantasielosigkeit gefördert hatten“<sup>54</sup>.

*Wird fortgesetzt*

<sup>53</sup> Gespräch des Verfassers mit dem 1995 verstorbenen ehemaligen Präfekten der Apostolischen Sakristei und Generalvikar des Staates der Vatikanstadt, Titularbischof Monsignore Petrus Canisius J. van Lierde OSA.

<sup>54</sup> Reinhard Raffalt, *Wohin steuert der Vatikan?*, a. a. O., 91.

ALFRED SCHICKEL

## „Vergessene“ Kirchengeschichte Kirchenverfolgung in der Tschechoslowakei vor 50 Jahren

Wie die Deutschen ihre Geschichte fast chronisch nur auf die zwölf „Hitler-Jahre“ verkürzt vor Augen geführt bekommen, reduzieren die passionierten „Vergangenheitsbewältiger“ das kirchengeschichtliche Wirken Papst Pius' XII. in ihrer Kritik fast nur auf die sechs Jahre von 1939 bis 1945, in welchen er es als Pontifex mit dem NS-Regime zu tun hatte. Dass er doppelt so lange in Auseinandersetzung mit dem nicht minder atheisti-schen Sowjetkommunismus stand, scheint weitgehend verges-sen. Die Erinnerung an die Vorgänge vor 50 Jahren in der damaligen Tschechoslowakei macht dies beispielhaft deutlich und erscheint im Sinne einer umfassenden Rückbesinnung geboten. Drängen sich doch manche Vorkommnisse wie Paral-lelen zu Vorfällen im „Dritten Reich“ auf.

Da inszenierten die Prager Kommunisten im Frühjahr 1950 einen breit angelegten Prozess vor dem Staatsgerichtshof und beschuldigten hohe katholische Ordenspriester des „Hochver-rats, der Spionage und der Verschwörung gegen den Staat“ – wie fünfzehn Jahre zuvor die braunen Machthaber hohen katholischen Geistlichen „Devisenschieberei“ nachsagten und Ordensleute wegen angeblicher Sittlichkeitsdelikte vor Gericht brachten. Einziger Unterschied zwischen roter und brauner Verfolgungsjustiz: das unterschiedlich hohe Strafmaß. Die am 5. April 1950 verurteilten „Hauptangeklagten“ Institutsrektor

P. Mastilak, Prämonstratenserabt Ma-chalka und Jesuitenpro-vinzial Silhan erhielten lebenslänglichen bzw. 25 Jahre „schweren Kerker“ sowie Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. Offen bekannte das Prager „Gericht“ in der „Urteilsbegründung“, dass es in dem Prozess nicht so sehr um die einzelnen Personen gegangen sei als vielmehr „um die Ver-urteilung der staatsfeindlichen Tätigkeit ganzer Kongregatio-nen und Orden, die gegen die Republik und ihr Volk“ arbeite-ten. Als sich der Vatikan gegen die ergangenen Urteile ver-wahrte und die angeführten Gründe als unberechtigt zurück-wies, antwortete das Prager Regime mit der Anordnung, den Großteil der katholischen Klöster zu schließen. Die betroffe-nen Mönche und Nonnen wurden in die noch verbliebenen Ordenshäuser verbracht und verpflichtet, „sich ausschließlich religiösen Tätigkeiten zu widmen“. Die Zwangsmaßnahme wurde mit der Behauptung begründet, „dass viele Klöster dazu missbraucht“ würden, „um feindliche Agenten, Spione und sogar Mörder zu verbergen“. In einigen Klöstern seien auch Waffen und Geheimsender entdeckt worden. Vorwände, wie sie zehn Jahre zuvor die Mitbrüder Pater Maximilian Kolbes im Franziskanerkloster Niepokalanow von den deutschen Besatzern gehört hatten.

Und weil sich das kommunistische Regime an der Moldau auch in dem Versuch der ideologischen Abwerbung an den braunen „Vorgängern“ ein Beispiel nahm, suchte es durch die Einforderung eines „Eides der Loyalität für die Regierung“ Geistliche auf ihre Seite zu ziehen und damit die Stellung der Kirche zu schwächen. Eine rote Variante der „Los-von-Rom-Bewegung“ der Nationalsozialisten. Mit dem Ergebnis, dass sich doch einige Prälaten auf diesen „Treueid“ einließen. Etwa der Dekan Johann Dechet, der sich von der staatlichen Kirchenbehörde zum Administrator des vakanten Bischofsstuhls von Neusohl ernennen ließ. Der Vatikan reagierte auf diese Kollaboration mit der Exkommunikation Dechets und statuierte gleichsam ein Exempel seiner Entschlossenheit – wie sie „Vergangenheitsbewältiger“ posthum gern von Pius XII. für die Zeit des „Dritten Reiches“ fordern.

Mit welcher möglichen Folge, verdeutlichte eine Konferenz katholischer Priester am 6. Juli 1950 im mährischen Velehrad. Die Teilnehmer sprachen sich dort gegen die Haltung des Vatikans aus und versicherten „das tschechoslowakische Volk und die volksdemokratische Regierung“ ihrer „Treue“. Die Kritik des Heiligen Stuhls an den kirchenfeindlichen Aktionen der Prager Regierung nannten sie „verleumderische Ausfälle gegen unser Heimatland“, mit denen sie „nichts zu tun haben“ wollten.

Antirömische Lossagungen, welche die kommunistischen Machthaber im ganzen Land verbreiteten und das Kirchenvolk verunsicherten. Da die diplomatischen Beziehungen zwischen Prag und dem Heiligen Stuhl mittlerweile auch abgebrochen waren, hatte Rom keine Möglichkeit, unmittelbar auf eine Richtigstellung der von den Kommunisten verbreiteten Unwahrheiten hinzuwirken. Das Fehlen eines förmlichen Konkordates machte sich in dieser Situation für die Kirche und die Vertretung ihrer Interessen besonders nachteilig bemerkbar. Auch die Stellung der Bischöfe und ihrer jeweiligen Nachfolge wäre dann nicht so stark politischen Beliebigkeiten ausgesetzt gewesen wie in der kommunistisch regierten Nachkriegs-Tschechoslowakei. Alles Gründe und nachträgliche Erfahrungen, die den seinerzeitigen Abschluss des Reichskonkordates in einem wirklichkeitsnäheren Licht erscheinen lassen und die immer wieder vorgebrachte Kritik an diesem Vertrag als Ausdruck von bloßer Besserwisseri offenbaren. Für Pius XII. Bestätigung der Richtigkeit seiner Verhandlungen als Kardinalstaatssekretär mit dem Deutschen Reich. Immerhin trug das von ihm wesentlich mitgestaltete Vertragswerk entscheidend dazu bei, dass die Seelsorgearbeit im persönlichen und öffentlichen Bereich weitgehend möglich blieb und die Bischöfe im Großen und Ganzen ihren oberhirtlichen Dienst wahrnehmen konnten. Die Ausweisung Bischof Sprolls aus seiner Diözese machte nicht Schule. In der moskauhörigen Tschechoslowakei der Nachkriegszeit waren dagegen bereits drei Jahre nach der kommunistischen Machtübernahme in Prag vier Bischöfe verhaftet bzw. unter Hausarrest gestellt, darunter auch der Erzbischof von Prag, Joseph Beran. Bei der Neubesetzung vakanter Bischofssitze suchten die Kommunisten bekanntlich regimetreue Geistliche wie den Dekan Dechet in Neusohl zum Zuge zu bringen, um auf diesem Wege die Kirche immer mehr unter ihre Kontrolle zu bringen. Ideologiefreie Einrichtungen wie die katholischen Organisationen und Schulen waren allesamt aufgelöst bzw. geschlossen und bis zum Sommer 1950 über dreihundert Priester ins Gefängnis verbracht worden. Religionsunterricht wurde im Stundenplan der staatlichen Schulen gestrichen und jeglicher Einfluss der Kirche auf das Erziehungswesen unterbunden. Auch caritative Tätigkeiten von Ordensangehörigen waren unerwünscht. Wirkten beispiels-

weise 1941 noch 75 Schwestern „Vom Heiligen Kreuze“ im Krankenhaus von Aussig und 19 „Arme Schulschwestern de Notre Dame“ im Waisenhaus und den „Kinderbewahranstalten“ von Reichenberg, so waren diese 1950 nicht nur wegen ihrer deutschen Abkunft längst vertrieben, sondern auch durch linientreue Kräfte ersetzt worden. Die noch verbliebenen tschechischen Ordensfrauen waren gemäß einer Regierungsverordnung vom 18. April 1950 in so genannte „Konzentrationsklöster“ deportiert und dort isoliert worden.

Die vom Vatikan angedrohte Exkommunikation kommunistischer Aktivisten und Kirchenfeinde quitierten die roten Machthaber in Prag nur mit polemischen Ausfällen gegen den Papst und nannten eine solche Kirchenstrafe höhnisch „Ausdruck der Machtlosigkeit und blinden Wut des Vatikans“, welche „die Bande mit der großen Sowjetunion nur noch enger“ knüpfe. In der Tat ließ man sich an der Moldau von der angeordneten Kirchenstrafe keineswegs von weiteren Glaubenskämpfen abhalten; vielmehr verstärkte das kommunistische Regime seine Kampagne noch spürbar in den nächsten Wochen und Monaten.

So beschuldigten seine Propagandisten den Prager Erzbischof der Kollaboration mit der Gestapo und brachten im Herbst 1950 erneut hohe Geistliche vor Gericht. Unter ihnen den Weihbischof und Generalvikar von Olmütz, Stanislav Zela, den Prämonstratenserabt und Kanonikus des St. Veitsdoms, Otakar Svec, sowie den Abt des Benediktinerklosters Prag-Brevnov, Anastas (Jan) Opasek. Sie und ihre Mitangeklagten sollen Spionage getrieben und Hochverrat begangen haben. Darüber hinaus seien sie auch durch Dokumentenschmuggel und landläufige Gewaltdelikte kriminell geworden. So warf man dem Weihbischof von Olmütz vor, im Jahre 1947 an einem Raub aus der Krankenkasse in Prerov beteiligt gewesen zu sein, und beschuldigte den Sekretär von Erzbischof Beran, Jan Boukal, im Dienste seines Vorgesetzten „illegal über die italienische Gesandtschaft Dokumente ins Ausland gesandt und aus dem Ausland erhalten zu haben.“

Wie schon im ersten Schauprozess waren angeblich alle „Angeklagten“ geständig und gaben die ihnen vorgeworfenen „Staatsverbrechen“ zu. Und wie im vorangegangenen „Prozess“ fielen auch die „Urteile“ aus: 1 x lebenslänglicher Kerker, 2 x 25 Jahre, 2 x 20 Jahre Gefängnis usw. Die Drohung mit der Exkommunikation hatte die Kirchenverfolger offenbar noch aggressiver gemacht. Für Pius XII. wieder eine gleichermaßen bittere wie bestätigende Erfahrung, solche „letzte Mittel“ im Kampf mit Diktaturen möglichst selten einzusetzen, da sich totalitäre Regime in der Repression für gewöhnlich überlegen fühlen, und vor brutalen Weiterungen nicht zurückschrecken. Eine Erkenntnis, der sich die spätgeborenen Kritiker des Pacelli-Papstes offenkundig verschließen. Wohl nicht zuletzt auch aus Vernachlässigung der opferreichen Kirchenverfolgungen der dreizehn Nachkriegsjahre von 1945 bis zum Tode Pius XII. Folge der bislang weitgehend „vergessenen“ Bewältigung der kommunistischen Vergangenheit Osteuropas – oder Konsequenz der gelungenen Vortäuschung des Kommunismus als heutzutage wohlgeleiteten Antifaschismus?

Jedenfalls Ausweis der vorherrschenden Vergangenheitschau; zugleich aber auch Mahnung, es bei der bemerkten Einäugigkeit nicht zu belassen, sondern die klaffenden Wissenslücken alsbald zu schließen. Die Erinnerung an die Kirchenverfolgung in der Tschechoslowakei vor 50 Jahren mag dabei einen kleinen Hilfsdienst leisten.

*Anschrift des Autors: Dr. Alfred Schickel  
Ortsstr. 5, 85110 Dunsdorf*

Leo Lennartz  
Rechtsanwalt

53879 Euskirchen

Herrn Generalstaatsanwalt  
oder Vertreter im Amt  
Persönlich  
Reichensperger Platz 1  
50670 Köln

### **Strafrechtlich relevantes Verhalten des Herrn Paul Spiegel gegenüber Herrn Kardinal Meisner**

Sehr geehrter Herr Generalstaatsanwalt,

Der Erzbischof von Köln, Joachim Kardinal Meisner, hat in einer Predigt in seiner Metropolitankirche, dem Dom zu Köln, zum Dreikönigsfest am 6. 1. 2005 in Ausübung seines priesterlichen Amtes und entsprechend der Lehre der katholischen Kirche darauf hingewiesen, dass der Mensch da, wo er sich nicht eingrenzen und relativieren lasse, das Leben verfehle.

Er nannte als Beispiele den biblischen Bericht vom Kindermord zu Bethlehem, die millionenfache Vernichtung von Menschen durch Hitler und Stalin und die millionenfache Tötung von ungeborenen Kindern „in unserer Zeit“.

Herr Paul Spiegel, Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, hat diese Bemerkung des Herrn Kardinals nach Pressemeldungen in einem Interview mit der Saarbrücker Zeitung – erschienen am 7. 1. 2005 – nicht nur kritisiert, sondern darüber hinaus sinngemäß erklärt, Kardinal Meisner habe durch seine Äußerung Abtreibung und Sterbehilfe mit den Verbrechen des Naziregimes gleichgesetzt und damit die Opfer des Holocaust beleidigt.

In der „Welt“ vom 8. 1. 2005 wird Herr Spiegel wörtlich wie folgt zitiert:

„Was soll man von der Jugend erwarten, wenn ein katholischer Würdenträger auf diese Weise und ungestraft den millionenfachen Mord an Juden relativieren kann.“

Die „Welt“ berichtet auch, Herr Spiegel habe weiter erklärt, bei allem Verständnis über die moralische Empörung Meisners über Abtreibungen sei „der direkte Vergleich mit dem systematischen und fabrikmäßigen Massenmord der Nazis unzulässig und in höchstem Maße empörend“.

Die Welt schreibt weiter: „Spiegel forderte eine Distanzierung des Kardinals von seinen Worten: Personen des öffentlichen Lebens hätten aufgrund solcher Äußerungen schon von ihren Ämtern zurücktreten müssen.“

In der ARD-Nachrichtensendung vom 7. 1. 2005 um 20.00 Uhr wurde Herr Spiegel im Bild mit etwa folgendem O-Ton gesendet:

„Ich halte Herrn Kardinal Meisner für einen intelligenten und zwar so intelligent, dass er – dass aufgrund der massiven, ... massiven Proteste jetzt einsieht, was er da falsch gemacht hat.

Falls nicht, dann werden wir uns allerdings rechtliche Schritte überlegen.“

In einer Presseerklärung des Erzbistums Köln vom 8. 1. 2005 wird Kardinal Meisner wie folgt zitiert:

„Wenn ich geahnt hätte, dass mein Verweis auf Hitler missverstanden hätte werden können, hätte ich seine Erwähnung unterlassen. Es tut mir leid, dass es dazu gekommen ist.

In der Dokumentation meiner Predigt werde ich darum auch den Hinweis auf Hitler tilgen lassen.“

Ich halte es für notwendig, dass Sie das Verhalten des Herrn Spiegel gegenüber Kardinal Meisner unter strafrechtlichen Gesichtspunkten überprüfen.

Die Erklärung des Herrn Kardinals hat offensichtlich keinen strafbaren Inhalt. Es handelte sich um eine Predigt im Rahmen der ihm obliegenden Glaubensverkündung, in der er ausdrücklich den theologischen Charakter des angesprochenen Problems betonte. Das war auch für Herrn Spiegel klar. Schließlich liegt die Holocaust-Babycaust-Entscheidung des BGH, die zu Art.5 GG ergangen ist, schon mehr als vier Jahre zurück. (NJW 2000, 3421 ff.)

Wenn er dennoch eine Bestrafung des Herrn Kardinals forderte, ihm den Verlust seines Amtes und zusätzlich in der Hauptnachrichtensendung der ARD am selben Tage „rechtliche Schritte“ in Aussicht stellte, dürfte dies als rechtswidrige Androhung eines empfindlichen Übels gegenüber einem anderen zu werten sein, der dadurch zu einem bestimmtem Tun gezwungen werden sollte (§ 240 StGB).

Verschärft wurde die Handlung durch den Umstand, dass Herr Spiegel seine Angriffe gegen Kardinal Meisner über die Medien führte, was seinen Äußerungen größtmögliche Verbreitung und größtmöglichen Druck auf den Angegriffenen garantierte.

Die in der Presseerklärung des Erzbistums Köln zitierte Äußerung von Kardinal Meisner beweist, dass Kardinal Meisner dies genau so verstanden hat, wie übrigens auch die deutsche Öffentlichkeit.

So erklärt sich die anschließende Berichterstattung der Medien, Kardinal Meisner habe seine Äußerung bedauert bzw. sich „nach seinem umstrittenen Vergleich zwischen Abtreibungen und den Massenmorden Hitlers ... entschuldigt“. (Rheinische Post vom 10. 1. 2005.)

In diesem Zusammenhang dürfte weiter von Bedeutung sein, dass Herr Spiegel nach einer Meldung des Kölner Stadtanzeigers vom 10. 1. 2005 „nun auf juristische Schritte verzichten“ wolle aber zusätzlich erklärt hat: „Meisner wusste genau, was er tat.“

Bei Herrn Spiegel dürfte des weiteren ein Verstoß gegen § 164 StGB infrage kommen.

Darüber hinaus stellt das Verhalten des Herrn Spiegel einen massiven Eingriff in den durch das Grundgesetz geschützten Bereich der katholischen Kirche dar.

Die Glaubensverkündung beinhaltet auch das Recht und die Pflicht, Lebensvorgänge aus Vergangenheit und Gegenwart und mögliche Entwicklungen, die noch in der Zukunft liegen, einzubeziehen und an ihnen die Glaubenslehre zu verdeutlichen.

Wenn sich die in dem Verhalten des Herrn Spiegel zutage getretene Auffassung durchsetzen sollte, würde dies das Ende der freien Glaubensverkündung in der katholischen Kirche wie auch in anderen religiösen Vereinigungen in Deutschland bedeuten, wenn es um die Einbeziehung des Unrechts in die Glaubensverkündung geht, das im Dritten Reich an Juden begangen wurde. Herr Spiegel oder andere Dritte hätten dann jeweils die Entscheidungsmacht darüber zu bestimmen, was insofern und mit welchen Worten in der katholischen Kirche hierzu gelehrt werden darf.

Ich mache darüber hinaus mein eigenes Recht als katholischer Christ, bestätigt durch Art. 4 GG, geltend, eine unzen-

sierte Glaubensverkündigung zu erhalten. Dazu gehört auch, dass Priester keine Angst zu haben brauchen, dass sie wegen ordnungsgemäßer Ausübung ihres Amtes verfolgt werden.

Nicht nur wegen der betroffenen Personen, sondern auch wegen der Wichtigkeit der Angelegenheit und des erheblichen Aufsehens, das der Vorgang erregt, gehe ich davon aus, dass Sie meine Eingabe als Chefsache behandeln werden.

Das Verhalten des Herrn Spiegel, das sich auch in der letzten Meldung des Kölner Stadtanzeigers zeigt, läuft ganz offenbar darauf hinaus, in einem wichtigen Feld geistiger Auseinandersetzung in Deutschland ein Monopol zu erlangen. Ich halte es deshalb für notwendig, die Öffentlichkeit von meinem an Sie gerichteten Schreiben zu informieren.

Mit vorzüglicher Hochachtung

## KONTROVERSE

IVAN DUGANDŽIĆ

### Nochmals über die Ereignisse von Medjugorje<sup>1</sup>

#### Medjugorje im Kreuzfeuer der Meinungen

Es gibt kaum ein anderes Thema, welches heutzutage in der Kirche so heiß diskutiert wird, wie Medjugorje. Schon bei der Frage, was man unter Medjugorje versteht, gehen die Meinungen stark auseinander. Während die einen, in dem was jetzt in Medjugorje geschieht, ein überwältigendes Zeugnis der Anwesenheit Gottes sehen, ziehen die anderen die Anfänge dieses Phänomens in Zweifel. Einige heben die starken Glaubensimpulse hervor, die von Medjugorje in die ganze Welt ausgehen. Andere dagegen fragen immer noch misstrauisch nach der Echtheit der Erscheinungen und Botschaften. Erstere sprechen von einer „großen Gebetsschule“, dem „größten Beichtstuhl der Welt“ und „wichtigsten Ort der Neuevangelisierung“, die zweiten dagegen spekulieren immer noch mit dem Betrug der Seher und Franziskaner.

Obwohl die Ereignisse von Medjugorje von der offiziellen Kirche bis heute mit keiner Geste den Gläubigen empfohlen wurden, zieht dieser kleine Ort in Herzegowina alljährlich Millionen Menschen aus der ganzen Welt an. Es gibt unzählige Zeugnisse von tiefen Glaubenserfahrungen und echten Bekehrungen, aber auch von wunderbaren Heilungen. Viele sprechen von einer starken, geistigen Kraft, welche Medjugorje auf die Pilger ausstrahlt, und die sogar diejenige von Lourdes oder Fatima übertreffen soll.

Aus diesem Grund verdienen die Ereignisse von Medjugorje nicht nur unsere Aufmerksamkeit, sondern auch eine sachliche und faire Auseinandersetzung. Während die einen sich wundern, dass die offizielle Kirche Medjugorje immer noch nicht in irgendeiner Weise anerkannt hat, stehen die anderen, wie gesagt, diesen Ereignissen immer noch skeptisch gegenüber. Belehrt durch ihre zweitausendjährige Erfahrung mit ähnlichen Phänomenen, lässt sich die Kirche lieber Zeit, als voreilig ein Urteil zu sprechen. Sie wacht sorgfältig darüber, dass in der Pfarrkirche von Medjugorje, gemäß allgemeiner Glaubenslehre der Kirche, das Wort Gottes verkündet, die Sakramente in rechter Weise gespendet sowie die Gebete und geistigen Übungen im Geist der Kirche verrichtet werden. Zugleich prüft sie das Phänomen der Erscheinungen selbst auf seine Echtheit hin.

#### Position von T. Lintner: Auseinandersetzung oder Verteufelung?

Eine solch abwartende Haltung der offiziellen Kirche gibt eigentlich jedem einzelnen Christen, besonders dem Theolo-

gen, eine willkommene Gelegenheit sich seine eigene Meinung über Medjugorje zu bilden. Und tatsächlich ist inzwischen eine kaum überschaubare Flut von Literatur entstanden. Es gibt unzählige kritische oder weniger kritische geschriebene Bücher und Artikel zum Thema Medjugorje. In ihnen melden sich nicht nur Befürworter zu Wort, sondern auch Skeptiker und offene Kritiker. Wenn dies im Geiste gegenseitiger Toleranz geschieht und wenn dabei sachlich argumentiert wird, dann trägt es zu einem immer tieferen Verständnis der Phänomene der Erscheinungen bei. Es bringt uns einer ausgewogenen Antwort auf die Frage der Echtheit sowie der Bedeutung der Ereignisse von Medjugorje ein Stück näher.

Leider kann man das vom Artikel „Privatoffenbarungen und die Ereignisse von Medjugorje“ von Thomas Lintner in der Februarnummer der Zeitschrift „Theologisches“ nicht sagen. Eher zählt dieser Artikel zu jener Art von Abhandlungen, denen es von vornherein nicht um die Klärung von Sachfragen, Beseitigung von Schwierigkeiten und Zweifeln, sondern um den rücksichtslosen Angriff auf Medjugorje geht. Schon mit seinem ersten Untertitel „Erscheinungen und ihre Gefahren“ (S. 31) verrät der Artikel dass er negativ intoniert. Er endet im gleichen Ton mit einem längeren Zitat vom Orsbischof Dr. Ratko Perić (S. 37). Was dazwischen liegt ist ein sehr gehässiger Versuch, Medjugorje als Pilgerziel von Millionen Menschen, die Seher als Subjekte außerordentlicher Erlebnisse und Franziskanerpatres als Pfarrgeistliche in einem schlechten Lichte darzustellen und die Position von Bischof Perić, die bekanntlich ablehnend ist, zu rechtfertigen.

Wie geht der Autor in seinem Artikel vor? Er gebärdet sich als sehr selbstsicher und theologisch kompetent, obwohl sein Artikel das Gegenteil beweist. Die beiden neutestamentlichen Stellen, die er gleich am Anfang gegen Medjugorje anführt, sind deutlich fehl am Platz: es bleibt mir ein Rätsel, wie man das Wort des Apostels Paulus über ein „anderes Evangelium“, in seiner Auseinandersetzung mit seinen Gegnern (Gal 1,8) „zur Unterscheidung wahrer und falscher Mystik“ (S. 31), das heißt, zum Beweis, dass die Botschaften von Medjugorje mit dem Evangelium nicht übereinstimmen, heranziehen kann. Die Art und Weise, wie er mit Joh 20,29 argumentiert, zeigt ein Doppeltes: er ist erstens grundsätzlich gegen jegliche Erscheinung und Privatoffenbarung und zweitens möchte er dies mit einer völlig missverstandenen Stelle aus dem Johannesevangelium untermauern. Joh 20,29 ist nämlich nur im Rahmen der johanneischen Christologie richtig zu verstehen. In dieser Stelle geht es nicht um die Abwertung der Erscheinungen (des Sehens) allgemein, sondern um die späteren Gläubigen im johanneischen Kreis, „die im Unterschied zu

<sup>1</sup> Eine Replik auf den Artikel von Thomas Lintner in der Februarnummer von „Theologisches“.

den ersten Jüngern keine Erscheinungen des Auferstandenen mehr erfahren und gleichwohl glauben sollen“<sup>2</sup>.

T. Lintner verfügt über keinerlei ausreichende theologische Kenntnisse in Bezug auf die Möglichkeit der Privatoffenbarungen, ihren theologischen Wert für das Leben der Kirche sowie über die Erlebnisse der Seher als mystische Erfahrungen. In seinem Artikel stoßen wir auf viele Behauptungen, für die er keine überzeugenden Argumente bringt. Alles, was nach Meinung des Autors gegen die Echtheit der Erscheinungen spricht, wird in der Regel aufgebauscht, und vieles, was an Medjugorje besonders positiv zu werten ist, wird einfach verschwiegen. So muss man sich die Frage stellen: wozu dient eigentlich ein solcher Artikel?

### Mangelhafte theologische Kenntnisse

Wenn ein Theologe über Privatoffenbarungen und dann konkret über Medjugorje schreibt, so erwartet man von ihm, dass er sich mindestens über die Komplexität dieses Phänomens bewusst ist und, dass er in seinem Urteil eher zurückhaltend und demütig bleibt. Das betonen jedenfalls alle namhaften Theologen, die sich in neuerer Zeit damit beschäftigt haben (K. Rahner, H. U. von Balthasar, L. Scheffczyk, R. Laurentin...). Aber auf die Meinung dieser Theologen wird man vergeblich im Artikel von T. Lintner warten. Es scheint, dass T. Lintner überhaupt ein gestörtes Verhältnis zur modernen Theologie hat. Dies geht nämlich ganz eindeutig aus folgendem Satz hervor: „Die Hl. Kirche, die großen Mystiker und die Theologen, die diese Bezeichnung verdienen, warnen besonders vor drei Gefahren...“ (S. 31). Im Artikel selbst wird man vergeblich nach großen Theologen suchen. Nach der Meinung von T. Lintner scheint diesen Namen nur einer zu verdienen: Jesuit August Poulain mit seinem Handbuch der Mystik aus dem Jahre 1910. Mit ihm hat jegliche Theologie für Lintner aufgehört.

Hätte T. Lintner wenigstens den weit bekannteren Ordensbruder von Poulain, K. Rahner und sein Buch „Visionen und Prophezeiungen“<sup>3</sup> zu Rate gezogen, wäre sein Artikel theologisch viel tiefer und präziser und sein Urteil über „Privatoffenbarungen und Medjugorje“ viel ausgewogener ausgefallen. Die „Regeln zur Unterscheidung der Geister“, die er sich bei A. Poulain geliehen hat, sind im Geiste der damaligen Fundamentalthologie sehr eng auf die Personen als Subjekte der Privatoffenbarungen zugeschnitten. Dabei wird in einer moralisierenden Art und Weise ihr Leben, ihre Tugendhaftigkeit und ihr Wachsen im geistlichen Leben unter die Lupe genommen. Die damalige Fundamentalthologie, der diese Kriterien entnommen wurden, interessierte einzig die Frage, ob die Inhalte einer solchen mystischen Erfahrung mit der allgemeinen Lehre der Kirche übereinstimmen und ob sie sich positiv auf die betreffende Person auswirken. Man hat gar nicht weiter danach gefragt, ob es einen theologischen Wert für das Leben der Kirche im Allgemeinen hat und damit auch die anderen Gläubigen mit einbezieht.

### Privatoffenbarung als prophetische Dimension der Kirche

K. Rahner, der sicher kein unkritischer Theologe war, wunderte sich über den Mangel an Interesse der traditionellen Theologie für das prophetische Element in der Kirche, wie er die Visionen und daraus resultierende Privatoffenbarungen

nennt. Dieses Element gehört nach Rahner zum Wesen des christlichen Glaubens und er drückt es unmissverständlich aus, wenn er sagt: „Das Prophetische und Visionäre (im weitesten Sinn) ist aus der Geschichte des Christentums nicht wegzudenken. Wer *alle* solche Dinge zurückführen wollte auf natürliche oder gar krankhafte menschliche Zustände, würde konsequent leugnen, dass ein geschichtliches Handeln des sich im Wort offenbarenden persönlichen Gottes möglich sei. Damit aber würde er den Charakter des Christentums als einer übernatürlichen geschichtlichen Offenbarungsreligion bestreiten“<sup>4</sup>.

Rahner ist sich sehr bewusst, dass diese Aussage einer präzisen Klärung bedarf. Er fragt sich sofort, was nach Christus noch geoffenbart werden kann, wenn mit ihm doch die Offenbarung vollendet und das Ende der Zeiten gekommen ist? Natürlich geht es nicht um neue Glaubensinhalte, sondern um Zeichen der Nähe Gottes in Kirche und Welt, und um eine Hilfe für die Kirche bei der Erfüllung ihres Auftrags bis zur Vollendung des Heils. „Privatoffenbarungen sind in ihrem Wesen ein *Imperativ*, wie in einer bestimmten geschichtlichen Situation von der Christenheit gehandelt werden sollen; sie sind im Wesentlichen keine neue Behauptung, sondern ein neuer Befehl“<sup>5</sup>.

Wer kann leugnen, dass sich die heutige Welt in einer prekären Situation befindet und dass die Menschheit in eine völlig ungewisse und trübe Zukunft treibt? Die Kirche, die nach dem Auftrag ihres Herrn, das Licht dieser Welt und das Salz der Erde sein soll (vgl. Mt 5,13–16), ist schon lange mit Problemen in ihrer eigenen Mitte beschäftigt, die ihren Auftrag in der Welt behindern. Man kann etwas vereinfacht sagen, die Kirche kann der Welt nicht helfen, weil sie sich selbst nicht zu helfen weiß. Das von Dr. Manfred Lütz gebrauchte Bild des gefesselten Riesen, der seine Kraft nicht einsetzen kann, passt gut auf die Situation der heutigen Kirche. Der Sinn sowie die Rolle von so vielen Erscheinungen, gerade im letzten Jahrhundert, kann nur darin liegen, dass die Kirche, dieser gefesselte Riese, aufgerüttelt und aus den Fesseln befreit werden soll.

### Welche Kriterien anwenden?

Nachdem K. Rahner den theologischen Wert und die große Bedeutung der Privatoffenbarungen für das Leben der Kirche hervorgehoben hat, setzt er sich für eine viel größere Flexibilität und Milde im Urteil über ihre Echtheit und Gottgewirktheit ein. Er protestiert dagegen, dass in der traditionellen Theologie viel strenger über die Privatoffenbarungen geurteilt wurde als in der rationalen Glaubensbegründung der christlichen Offenbarung. „Es ist aber unberechtigt, unlogisch und gefährlich, gegenüber den nachchristlichen ‚Privatoffenbarungen‘ hinsichtlich ihrer tatsächlichen Gottgewirktheit einen Grad der Sicherheit zu fordern (wie es oft geschieht), der, würde er von der Tatsache der *christlichen* ‚öffentlichen‘ Offenbarung gefordert, eine rationale Glaubensbegründung für die christliche Offenbarung unmöglich machen würde“<sup>6</sup>.

Wenn man von diesen theologischen Überlegungen Rahners ausgeht und die Berichte der Evangelien über die Begegnung der ersten Zeugen mit dem Auferstandenen aufmerksam und richtig liest, dann müssen einem die Äußerungen T. Lintners über das Benehmen der Seher von Medjugorje bei ihren ersten Visionen grotesk vorkommen. Anstatt ihre Angst, ihre

<sup>2</sup> R. Schnackenburg, Das Johannesevangelium (HthKNT IV/3), Freiburg – Basel – Wien 1975, S. 391.

<sup>3</sup> K. Rahner, Visionen und Prophezeiungen (QD 4), Freiburg im Breisgau 1958.

<sup>4</sup> K. Rahner, a. a. O., S. 17.

<sup>5</sup> Ebda, S. 27.

<sup>6</sup> K. Rahner, a. a. O., S. 23 f.

anfängliche Ratlosigkeit und schließlich ihre Flucht vom Erscheinungsort positiv zu werten, behauptet er, dass „diese Angst ..., sowie die Flucht in der Erscheinungsgeschichte etwas völlig atypisches sind“ und meint dazu: „Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die ‚Seher‘ darüber erschrocken waren, dass ihr ‚Erscheinungsspiel‘ tatsächlich Wirkung zeigte“ (S. 34).

Nach diesem Satz muss man ernsthaft daran zweifeln, dass T. Lintner jemals die evangelischen Berichte gründlich gelesen hat. Wie hätte es ihm sonst entgehen können, dass die Frauen am leeren Grab Jesu vom Schrecken gepackt wurden (Mk 16,5): sie „verließen das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt“ (16,8; vgl. Mt 28,8; Lk 24,37). Die ganze Bibel kennt die Furcht als Reaktion des Menschen, wenn er plötzlich Gott oder einem anderen übernatürlichen Wesen (Engel) begegnet. In einer solchen Begegnung wird sich der Mensch seiner eigenen Niedrigkeit, Schwachheit und somit Verlorenheit bewusst. Nach seiner überwältigenden Vision, in der er zum Propheten berufen wurde, schreit Jesaja: „Weh mir, ich bin verloren“ (Jes 6,5; vgl. Gen 32,11; Ex 33,20; Ri 13,22). Ähnlich reagiert Simon Petrus nach dem reichen Fischfang: „Herr, geh weg von mir; ich bin ein Sünder“ (Lk 5,8). Der Auferstandene selbst muss den Frauen diese Furcht nehmen: „Fürchtet euch nicht: Geht und sagt meinen Brüdern...“ (Mt 28,10; vgl. Mk 16,6).

### **Botschaften sind keine Protokolle**

T. Lintner versucht die Erscheinung der Seherin Marija Pavlović lächerlich zu machen. Marija beschreibt, wie die Mutter Gottes zum ersten Mal vom Frieden sprach, während sie unter „einem großen schwarzen Kreuz“ stand, und „traurig gestimmt“ war, (S. 35). Gerade dadurch verrät er wie wenig er, von der Bedeutung der zeichenhaften Sprache und von der Kraft der Symbole in der Bibel, versteht. Deshalb ist die Tatsache, dass die Seherin „über dieses Erlebnis tief erschüttert war und sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte“ für ihn ein unlösbares Problem und er findet ihre Reaktion – „in Hinblick auf die Banalität der Geschichte – äußerst seltsam“ (S. 35).

Für Lintner „bestehen die ‚Botschaften‘ vorrangig aus Banalitäten“, weil sie allzu Bekanntes zum Inhalt haben. Als Beweis dafür bringt er, unter anderem, die Botschaft, „dass die Franziskaner ‚fest glauben sollten““ (S. 35). Da sich der Autor dieser Zeilen gerade an dem Tag, als diese Botschaft kam, zufälligerweise in Medjugorje aufhielt, möchte er Lintner zuerst etwas korrigieren. Die Botschaft galt nicht allein den Franziskanern, sondern allen Priestern und kam auf den Wunsch eines kritisch gesinnten Priesters, der ebenfalls die damals bekannten Botschaften als zu einfach und allgemein fand. Er sagte dem kleinsten von allen Sehern, Jakov Čolo, er soll bei der Erscheinung die Mutter Gottes fragen, ob sie eine Botschaft für die Priester hätte. Nach der Erscheinung kam der kleine Jakov und brachte die Botschaft: „Die Priester sollen fest glauben und so den Glauben des ihnen anvertrauten Volkes hüten“. Die Reaktion des genannten Priesters auf diese Botschaft war: Nichts Neues, schon bekannt! Also im Jargon von T. Lintner: Banalität!

Man kann aber diese Botschaft ganz anders, nämlich existenziell verstehen und interpretieren, so wie es auch in der Heiligen Schrift meistens der Fall ist. Wenn sich nämlich ein Priester selbst fragt, ob er wirklich einen so festen Glauben hat, dass die seiner Seelsorge anvertrauten Menschen davon profitieren können, dann wird er auch Grund genug haben, die anderen Botschaften ernst zu nehmen und bei sich selbst

anfangen. Die Franziskanerpatres in der Pfarrei von Medjugorje haben diese Botschaft so verstanden. Gerade diese Botschaft ist ein gutes Beispiel dafür, dass die Privatoffenbarungen keinen neuen Inhalt, sondern einen neuen Imperativ bringen.

Wenn sich T. Lintner daran stößt, dass die Aussagen der Seher nicht immer gleich lauten und wenn er meint, dass sie „viele Widersprüche enthalten“, will das ausdrücken, dass er die Botschaften mit Protokollen verwechselt. Wenn wir so mit dem Neuen Testament umgehen würden, hätten wir ständig mit „Widersprüchen“ zu tun und wären gar nicht mehr in der Lage die Botschaft zu vernehmen. Dass selbst die Erscheinungen des Auferstandenen nie ganz eindeutig sind, bestätigen uns gerade die Evangelien. So verwechselt ihn Maria Magdalena mit dem Gärtner (Joh 20,15), die Emmausjünger meinen „einen Geist zu sehen“ (Lk 24,37), weil er ihnen „in einer anderen Gestalt“ erschienen ist (Mk 16,12). Die Jünger erkennen den Auferstandenen erst als er zu ihnen spricht (Joh 21,4). So ist es auch bei allen anderen Erscheinungen: Vision und Audition gehören zusammen.

T. Lintner ist sich auch darüber nicht im Klaren, wie aus einer Erscheinung eine Botschaft entsteht. So spricht er von Hinweisen, „dass die Franziskanerpatres von Medjugorje am Entwurf, mindestens aber an der ‚Endredaktion‘ der ‚Botschaften‘ beteiligt sind“ (S. 35). Er stellt sich einen Seher wie ein modernes Hörgerät vor, dessen Aufgabe darin besteht, eine Meldung zu registrieren. Indessen bedient sich Gott eines lebendigen Subjekts, der alles auf seine eigene Weise erlebt und genauso weiter sagt. So entsteht eine Botschaft, für die der Seher mit seiner eigenen Person bürgt und Zeugnis ablegt. Die Berichte über das leere Grab Jesu entstanden auf die gleiche Art und Weise. Die Evangelisten sprechen davon, weil sie damit eine theologische Aussage machen wollten, in welcher der „Angelus interpret“ eine wichtige Rolle spielt. Wenn wir das nicht wissen, müssten wir die Evangelisten der Lüge bezichtigen, weil es einmal „ein junger Mann im weißen Gewand“ (Mk 16,5) ist, dann ein „Engel des Herrn“ (Mt 28,2) oder sogar „zwei Männer in leuchtenden Gewändern“ (Lk 24,4), beziehungsweise „zwei Engel in weißen Gewändern“ (Joh 20,12) sind. Die Evangelisten wollten uns damit nicht irreführen, sondern, mit Hilfe eines in der Bibel bekannten literarischen Stilmittels, die Botschaft vom leeren Grab verkünden.

### **Schlussfolgerungen**

Was hat T. Lintner zu einem so gehässigen Artikel gegen Medjugorje verleitet? Über mögliche Hintergründe kann und will ich nicht spekulieren. Seinem Artikel kann man entnehmen, dass er, infolge mangelnder theologischer Kenntnisse, über die Möglichkeit der Erscheinungen und der mit ihnen verbundenen Privatoffenbarungen, sowie über ihren theologischen Wert und ihre große Bedeutung für die Kirche in einer bestimmten Zeitsituation, eine tiefe Abneigung gegenüber diesen Phänomenen zeigt. Dies geht ganz eindeutig aus seinem Schlusswort hervor: „Jesus Christus, Unser Herr, hat die Sakramente eingesetzt, um uns zu heiligen. Selbst wenn es wirkliche Erscheinungen gibt, können sie nicht mehr als sekundär sein. Sie können nur die Sakramente bestätigen; sie können die Sakramente nicht ersetzen“ (S. 37).

Stimmt, die Sakramente stammen von Jesus Christus und sie sind durch nichts zu ersetzen, aber die Frage ist, werden sie in der heutigen Kirche immer in rechter Weise praktiziert? Die tiefe Krise der heutigen Kirche äußert sich gerade darin, dass in so vielen Pfarreien immer weniger Menschen durch

die Sakramente geheiligt werden, weil die Feier der Sakramente verflacht (Eucharistie) oder völlig abgeschafft (Bußsakrament) ist. In Medjugorje wurde keine neue Frömmigkeit eingeführt. Die herkömmliche, christliche Glaubens- und Gebetstradition wurde neu entdeckt, erneuert und vertieft. In der Pfarrkirche zu Medjugorje steht im Mittelpunkt die treue Verkündigung des Evangeliums und die Feier der Sakramente. Millionen von Menschen bestätigen, dass nirgendwo die Eucharistie so innig gefeiert und die Beichte als liebende Begegnung mit dem barmherzigen Gott so tief erfahren wird wie in Medjugorje.

Müsste man nicht angesichts einer solch tiefen Glaubenskrise in der Kirche sowie einer immer aussichtsloseren Zukunft der Welt in so vielen Erscheinungen eher ein Zeichen der Zeit statt ein Problem sehen? Die offizielle Kirche scheint gerade diesen Weg zu gehen, indem sie in erster Linie auf die

guten Früchte von Medjugorje achtet und sie weiter fördert. Dann ist es wirklich schwer zu begreifen, dass sich jemand wie Thomas Lintner so stark an Medjugorje stößt und alles verteufelt. Wenn da jemand in irgendeiner Weise den Teufel am Werk sieht, muss er sich selbst und anderen erklären warum der Teufel so hartnäckig gegen sich selbst kämpft. Wenn jemand die Seher und Franziskaner im Bund mit dem Teufel wähnt und ihnen bewussten Betrug vorwirft dann muss er sich die unangenehme Frage gefallen lassen: wie ist es möglich, dass sie sich nach 24 Jahren noch nicht zu echten Monstern entwickelt haben? Wenn man sich über so heikle Themen in der Kirche öffentlich äußert, müsste dies mit viel mehr Toleranz und gegenseitiger Achtung geschehen. Das wünsche ich uns allen.

*Anschrift des Autors: Prof. Dr. I. Dugandžić*

*Avenija G. Šuška 2, HR-10000 Zagreb*

THOMAS LINTNER  
**Replik zu P. Ivan Dugandžić OFM**

Unter dem Titel „Nochmals über (die) Ereignisse von Medjugorje“ hat P. Ivan Dugandžić eine Replik zu meinem Artikel „Privatoffenbarungen und die Ereignisse von Medjugorje“ verfasst. Ich nütze die Möglichkeit, dazu Stellung zu nehmen. Ich bin P. Dugandžić schon insofern dankbar, als er durch das viele, was er an meinem Artikel nicht kritisiert, hinsichtlich vieler Fakten bestätigt, dass es sich tatsächlich um ernstzunehmende Probleme für die Anerkennung einer Echtheit der „Erscheinungen“ von Medjugorje handelt.

P. Dugandžić wirft mir mangelhafte Kenntnisse in der Theologie vor, dies im wesentlichen mit der Begründung, dass ich nicht die Lehre von P. Karl Rahner SJ meinen Ausführungen zu Grunde gelegt habe. Zunächst einmal ist zu hinterfragen, inwiefern eine theologische Ausbildung überhaupt gefordert werden muss und andererseits, welchen Nutzen diese im Gegenstand bringt. Zahlreich sind ja die großen Heiligen, welche keine Theologen waren und hatten viele Kirchenväter (Ambrosius war bei seiner Ernennung zum Bischof noch nicht einmal getauft), Päpste und Kirchenschriftsteller (insb. die des ersten christlichen Jahrtausends) keine theologische Ausbildung im heutigen Sinne, da die heutige Form der Ausbildung die Existenz von Priesterseminaren, Universitäten und katholischen Hochschulen voraussetzt.

In concreto bin ich gelernter Jurist, was zu einer Darstellung nach logischen Gesichtspunkten und einer Abwägung von pro und contra bei konkreten Fragestellungen von Nutzen sein mag. Überdies ist zu hinterfragen, was ein an heutigen theologischen Fakultäten und Hochschulen ausgebildete Theologe überhaupt zur Frage von Privatoffenbarungen und deren Prüfung in Hinblick auf die Echtheit gelernt hat? Ich behaupte, dass eine der Hauptursachen für die Entwicklung der Ereignisse von Medjugorje darin gelegen ist, dass viele Priesteramtsanwärter (insbesondere auch der Franziskaner) im damaligen Jugoslawien ihre theologische Ausbildung notgedrungen nicht im eigenen Land, sondern im westlichen Ausland absolvierten (daher auch ihre guten Sprachenkenntnisse, die schließlich auch zur Verbreitung der angeblichen „Botschaften“ von Nutzen waren) und damit – ohne sich darüber im klaren zu sein – vom Regen in die Traufe gerie-

ten, nämlich vom Kommunismus in den (besser getarnten) Modernismus.

Da sie aber von zu Hause eine gewisse Frömmigkeit mitgebracht hatten und Priester bleiben wollten, blieben sie Suchende, fanden aber nicht zur Tradition, sondern zur Charismatik, allzu oft einer speziellen Form des religiösen Subjektivismus. Deswegen waren sie auch besonders bereit, angeblich überirdische Phänomene, die sie sich täglich herbeiwünschten, ja beinahe herbeizwingen wollten, als echt anzuerkennen und auftauchende Zweifel zu ignorieren oder zu verdrängen (so insbesondere auch P. Jozo Zofko OFM, zur Zeit der ersten „Erscheinungen“ Pfarrer von Medjugorje).

Vielleicht glaubt P. Dugandžić wirklich, dass P. Karl Rahner SJ ein vorbildlicher Theologe war, den man zur Lösung praktischer Probleme heranziehen sollte; ich indessen bin vom Gegenteil überzeugt und zahlreiche Veröffentlichungen bis in die jüngste Zeit bestärken mich in dieser Annahme. Ich bin außerdem davon überzeugt, dass P. Karl Rahner SJ und seine Schriften nur aus kirchenpolitischen Gründen noch nicht von der Glaubenskongregation verurteilt wurden. Gewiss ist es auch nicht korrekt, P. Karl Rahner SJ und Kardinal Dr. Leo Scheffczyk in einem Atemzug zu nennen – da liegen „Welten“ dazwischen. Es gibt jedenfalls keinen Anlass, von den traditionellen Prüfkriterien für Privatoffenbarungen, welche auch in den Normen der Glaubenskongregation vom 24. Februar 1978 bezüglich der Beurteilung von Privatoffenbarungen ihren Niederschlag finden, abzuweichen. Da Privatoffenbarungen sowohl hinsichtlich der Erkenntnis ihrer Echtheit als auch dem Verständnis ihres Inhaltes vielfach große Schwierigkeiten bieten, ergibt sich, dass die Hl. Kirche – jedenfalls bis in die Gegenwart – Berichte über Privatoffenbarungen mit weiser Vorsicht und Zurückhaltung geprüft hat<sup>1</sup>.

Große Mystiker und Heilige wie Theresa v. Avila, Johannes v. Kreuz und Ignatius v. Loyola haben beständig vor den Gefahren falscher „Erscheinungen“ gewarnt (ich weiß nicht,

<sup>1</sup> Josef Müller in Lexikon für Theologie und Kirche VIII, 1. Auflage, Freiburg 1936, S. 480f.



ob P. Dugandžić sie als „Theologen“ anerkennt). Insoweit P. Dugandžić kritisiert, dass ich für den allgemeinen Teil meines Artikels ein Werk des Jesuiten August Poulain aus dem Jahre 1910 herangezogen habe, ist darauf hinzuweisen, dass bis heute das Standardwerk überhaupt zur Beurteilung von Privatoffenbarungen „De beatificatione et canonizatione servorum Dei“ von Prosper Lambertini (regierte als Papst Benedikt XIV. von 1740–1758) aus den Jahren 1734–1738 ist.

Doch nun zu den konkreten Vorhaltungen von P. Dugandžić. Zunächst einmal muss ich klarstellen, dass ich mit meinen allgemeinen Darstellungen zu den Privatoffenbarungen und deren Prüfung noch keine Aussage zu Medjugorje tätigen wollte, ich halte einfach die Ausführungen von August Poulain für kurz und aussagekräftig, für mein Buch „Der Stellenwert von Privatoffenbarungen am Beispiel der ‚Gospa‘ von Medjugorje“<sup>2</sup> habe ich sein Prüfschema gar nicht herangezogen. Auch stütze ich mich praktisch kaum auf Äußerungen S. Ex. Diözesanbischof Ratko Peric, obwohl dessen Haltung als zuständiger Ortsbischof von Mostar-Duvno durchaus bedeutsam ist.

P. Dugandžić kritisiert, dass nach den Kriterien von August Poulain in einer „moralisierenden Art und Weise“ das Leben der Seher, „ihre Tugendhaftigkeit und ihr Wachsen im geistlichen Leben unter die Lupe genommen“ würden; offen bleibt, welche Kriterien er hinsichtlich der Person der Seher für angemessen hält oder ob deren Person für die Beurteilung der Echtheit von Erscheinungen gar nicht herangezogen werden soll? Sodann kritisiert der Autor, dass die „damalige Fundamentaltheologie“ einzig die Frage interessiert habe, ob die Inhalte einer solchen „mystischen Erfahrung“ mit der allgemeinen Lehre der Kirche übereinstimmen und ob sie sich positiv auf die „betreffende Person“ auswirkten; man habe nicht weiter gefragt, ob das einen „theologischen Wert für das Leben der Kirche im Allgemeinen“ habe und somit auch die anderen Gläubigen einbeziehe. Es bedarf freilich seitens des Autors einer gewissen Dialektik, hier eine unterschiedliche Wertung für möglich zu halten. Denn welchen Nutzen sollte eine Privatoffenbarung haben, die nicht mit der Lehre der Kirche übereinstimmt; welche Früchte, wenn sie sich schon auf den oder die Seher negativ auswirkt?

P. Dugandžić bezeichnet meine Äußerungen zu den ersten „Visionen“ der „Seher“ als grotesk, bezweifelt, ob ich jemals die Evangelienberichte gelesen hätte und erwähnt insbesondere das Beispiel der Frauen am leeren Grabe Jesu an, die dem Engel des Herren begegnen und darüber von Furcht ergriffen sind. Hier ist aber auf die wesentlichen Unterschiede zu verweisen, dass die Frauen die Botschaft des Engels von der Auferstehung Jesu vernahmen und nicht nur von Furcht, sondern auch von Freude ergriffen waren, als sie vom Grab wegliefen. Gleiches gilt für den Bericht der Begegnung des Auferstandenen mit den Aposteln in Lk 24,37 ff.: Die Apostel werden durch Christus beruhigt, hören seine Botschaft und können schließlich in staunender Freude zusehen, wie er einen Fisch isst. Nichts dergleichen in der Begegnung der „Medjugorje-Seher“ mit der angeblichen „Muttergottes“. Die fehlende Kontaktaufnahme zwischen den „Sehern“ und der „Erscheinung“ sowie jegliches Fehlen einer Botschaft ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der ersten „Erscheinung“ von Medjugorje und den

alten Offenbarungsberichten sowie auch den anerkannten Privatoffenbarungen.

P. Dugandžić behauptet, ich würde versuchen, die Beschreibung der „Seherin“ Marija Pavlovic über eine „Erscheinung der Gottesmutter“ lächerlich zu machen. Tatsächlich ist es aber auch wirklich seltsam, wenn die „Erscheinung“ der „Gottesmutter“ vor einem Kreuz mit einer Friedensbotschaft dazu führt, dass sich diese aus Erschütterung nicht mehr auf den Beinen halten kann. Bei keiner anerkannten Erscheinung der Gottesmutter findet sich ähnliches. Dass die „Botschaften der Gospa“ von Medjugorje eine gewisse Banalität aufweisen, kann nicht ernstlich bestritten werden. In der einschlägigen Theologie<sup>3</sup> gilt der Grundsatz, dass häufig vorkommende Offenbarungen derselben Person (z. B. der Gottesmutter Maria) über dieselben Wahrheiten als wahrscheinlich falsch einzuschätzen sind, weil Gott nicht dasselbe zu wiederholen, noch Wunder ohne Notwendigkeit zu vermehren pflegt. Das Außerordentliche des Geschehens einer Privatoffenbarung ist bei derartig häufigen „Erscheinungen“ und „Botschaften“<sup>4</sup> nicht genügend begründet.

Es ist zwar richtig, dass die Aussagen von Sehern über die ihnen gegebenen Botschaften keine Protokolle sind, das bedeutet aber keineswegs, dass sie im Sinne einer Echtheit Widersprüche in sich, zur Lehre und zum Glauben Christi und der Kirche aufweisen dürfen. Allfällige Irrtümer der Apostel und Jünger über die Erscheinungen des Auferstandenen werden unverzüglich aufgeklärt, derartiges ergibt sich aber nicht bei den „Botschaften“ von Medjugorje.

Höchst interessant sind die Ausführungen P. Dugandžić über die Entstehung der „Botschaften“. Er schreibt: Und so spricht er (Anm.: Thomas Lintner) von Hinweisen, „dass die Franziskanerpatres von Medjugorje am Entwurf, mindestens aber an der ‚Endredaktion‘ der ‚Botschaften‘ beteiligt sind“. Er stellt sich einen Seher wie ein modernes Hörgerät vor, dessen Aufgabe darin bestünde, eine Meldung zu registrieren. Indessen bedient sich Gott eines lebendigen Subjekts, der alles auf seine eigene Weise erlebt und genauso auf eigene Weise weitersagt. So entsteht eine Botschaft, für die der Seher mit seiner eigenen Person bürgt und Zeugnis ablegt.

Hier wäre von einem Befürworter der Echtheit der „Erscheinungen“ von Medjugorje eigentlich ein entschiedenerer Widerspruch zu erwarten gewesen. Denn P. Dugandžić dementiert damit in keiner Weise, dass die Medjugorje-Franziskaner an der Verfassung der Botschaften beteiligt sind und ist offenbar nur noch die Frage zu klären, zu welchem Zeitpunkt der „franziskanische Filter“ bei den „Medjugorje-Botschaften“ eingeschaltet wird, vor den Botschaften, danach oder beides? Selbstverständlich ist ein objektiver Gehalt einer „Botschaft“ zu fordern, nicht irgendwelche Emanationen aus der Phantasie eines Sehers.

Auch kommt es auf den eigentlichen Inhalt einer Botschaft an, ob also z. B. ein großes Zeichen bis Juni 1982 kommen wird, wie es der „Seher“ Ivan schriftlich behauptet hat, oder tatsächlich ein solches Zeichen bis heute nicht gekommen ist. Nicht so entscheidend ist, ob eine Botschaft von zwei oder einem Engel gegeben wird, wenn sie inhalt-

<sup>3</sup> Siehe die Fundstellen auf S. 23 und in Fußnote 39 meines Buches lt. FN 2.

<sup>4</sup> Bischof Ratko Peric, Ortsbischof von Mostar-Duvno, kam in seinem Vortrag im Päpstlichen Institut St. Patrick in Maynooth bei Dublin am 17. Februar 2004 bereits auf 33.320 „Erscheinungen“ aller „Medjugorje-Seher“ zusammen genommen.

<sup>2</sup> Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2003, ISBN 3-88309-126-X.

lich übereinstimmen, nämlich dass Christus auferstanden ist. Im übrigen brauchen wir uns über die Authentizität der Hl. Schrift keine Gedanken zu machen, weil sie uns durch die Hl. Kirche übergeben wird. Der Hl. Augustinus sagt, dass er nicht einmal an das Evangelium glauben würde, wenn es ihm nicht von der Kirche vorgelegt würde. Die Kirche hat die Echtheit der „Erscheinungen“ von Medjugorje allerdings bis heute nicht anerkannt.

Weder ist es zutreffend, dass ich „gehässig“ schreibe, wie P. Dugandžić schreibt, noch, dass ich eine „tiefe Abneigung gegen das Phänomen“ der Privatoffenbarungen hege. Ich habe mich mit einigen anerkannten Privatoffenbarungen, insbesondere Guadalupe, La Salette, Lourdes und Fatima intensiv beschäftigt, was auch P. Dugandžić zu empfehlen ist, damit er die Unterschiede zwischen echten und falschen Privatoffenbarungen leichter erkennen kann. Gerade der Vergleich mit anerkannten Privatoffenbarungen macht mich so sicher, dass die „Privatoffenbarungen“ von Medjugorje nicht echt sind.

Denn die Herabwürdigung der echten Privatoffenbarungen und die Herbeiführung der Unglaubwürdigkeit der Botschaft Christi und der Kirche sind der eigentliche Effekt falscher „Privatoffenbarungen“. Über die angeblichen „Früchte“ von Medjugorje habe ich mich in meinem bereits erwähnten Buch (S. 109ff.) ausgiebig geäußert, sodass ich mich hier nicht mehr weiter dazu äußern muss. Ausdrücke wie „große Gebetsschule“, „größter Beichtstuhl“ und „wichtigster Ort der Neuevangelisierung“, die P. Dugandžić verwendet, sind jedenfalls nichts anderes als nicht bewie-

sene Propagandavokabeln der Pro-Medjugorje-Apologetik. Als Katholik gehe ich davon aus, dass das Evangelium die „große Gebetsschule“ und Rom der „wichtigste Ort der Neuevangelisierung“ ist. Was den „größten Beichtstuhl“ betrifft, so ist auch diese Aussage in Hinblick auf Medjugorje problematisch, denn hier gilt es, einen Dimensionsvergleich zu machen. Wie ich auf Basis der von der Pfarre Medjugorje bekannt gegebenen Zahl gespendeter Hostien – bis dato unwidersprochen errechnet habe<sup>5</sup>, ist für die ersten zwanzig Jahre der „Erscheinungen“ von 3,6 Millionen Pilgern in Medjugorje auszugehen, was einem jährlichen Durchschnitt von 180.000 entspricht.

Im Vergleich dazu gibt es in Guadalupe, Mexiko, jährlich 20–25 Millionen Pilger und in Lourdes jährlich 6–7 Millionen Pilger, im ersteren Falle ist das das hundertzehn- bis hundertvierzigfache der Zahlen von Medjugorje, im zweiten Falle ca. das sechsendreißigfache von Medjugorje. Es kann mitnichten angenommen werden, dass die Pilger in Guadalupe und Lourdes nicht beichten würden. Steht also der „größte Beichtstuhl“, auch „Beichtstuhl der Welt“ genannt, in Guadalupe in Mexiko? Was soll überhaupt ein solcher Superlativ in Zusammenhang mit dem Empfang des hl. Bußsakraments?

Insgesamt sind also die Äußerungen des P. Dugandžić nicht dazu geeignet, meine Darstellung zu erschüttern.

<sup>5</sup> Siehe mein Buch, FN 2, S. 87 und die dort stehende FN 213; erstmals habe ich die Zahlen im Juli 2002 im Rahmen eines Artikels in der Kirchlichen Umschau veröffentlicht.

## BUCHBESPRECHUNGEN

Mönche der Kartause (Hrsg.): **Kartause Marienau**. *Beuroner Kunstverlag Josef Fink 2004. 48 S. € 8,50.*

Inmitten all der Planungen der deutschen Bistümer mit so phantasievollen Namen wie „Zukunft heute“ ist das vorliegende Büchlein über die Kartause in Marienau bei Leutkirch im Allgäu ein einziger Lichtblick. Hier kommt die Kirche als Mysterium sehr deutlich zum Ausdruck – hier geht es nicht um „Fünfjahrespläne“, sondern um das, was die Kirche zusammenhält.

Die Mönche beschreiben ihr Kloster gleichsam als Mikrokosmos im Makrokosmos der Kirche. Was dort im Kleinen wichtig ist und rettet, das rettet auch die Kirche, gerade in unserer Zeit. Und die beiden Größen, die wie zu allen Krisenzeiten der Kirche neu zu entdecken sind, heißen: Eucharistie und Maria.

Die Kartäusermönche halten diesen Gedanken wach, nicht durch Programme und Reden, sondern im schlichten Ausüben der eucharistischen Frömmigkeit und der Marienverehrung. Mit Berufung auf CIC can. 904 führt das Heft aus, dass die tägliche Messfeier des Priesters eine Handlung Christi und der Kirche ist. „Für den Kartäuser beschränkt sich die Ausübung des Priestertums im wesentlichen auf die tägliche Feier der hl. Messe, die für gewöhnlich in einer schlichten Kapelle stattfindet ...“ (36). Und die Mönche wissen, dass die hl. Messe immer fruchtbar wird für die ganze Kirche.

Den anderen Schwerpunkt setzen die Kartäuser durch das Beten und Singen des Marienoffiziums, das dem Stundengebet gleich ist an Wert. So beginnen sie in der Zelle um

23.45 Uhr ihren Gebetstag mit der Marienmatutin, um dann um 0.30 Uhr in der Kirche die Tagesmatutin zu beten. Dies zieht sich über den monastischen Alltag hin bis zur abendlichen Marienkomplet. Hier findet sich etwas, was vielen heutigen Gremien im Sitzungskatholizismus fremd erscheint – wie oft hört man die Frage, warum denn die Mönche nicht in die Gemeinden gehen und dort sich in den kirchlichen Aktivismus stürzen? Aber diese und ähnliche Fragen zeigen nur, dass hier Welten sich auftun zwischen dem, was sich mittlerweile als Mainstream in vielen Köpfen herausgebildet hat und der Lehre der Kirche.

Die Kartäuser legen mit dieser Broschüre im richtigen Augenblick das richtige „Programm“ vor: sie weisen auf die alte Weisheit des Ordens hin, dass Gebet und Buße vor Gott mehr bewirken als weltlicher Aktivismus. Die vielen gelungenen Fotos Hermann Müllers lassen diesen kirchlichen Mikrokosmos auch dem flüchtigen Leser farbig vor Augen entstehen; wer sich aber die Muße nimmt, die tiefen Texte zu meditieren, dem wird ein Licht aufgehen, nämlich die Erkenntnis, dass hier ein Wegweiser entstanden ist, aus der derzeitigen Kirchenkrise herauszufinden.

*Dr. Joseph Overath, Hauptstr. 54, 51789 Lindlar*

Angelika Pokropp-Hippen: **Kreuzweg für Ungeborene**. *Fe-Medienverlag Kisslegg 2003. 32 Seiten. € 2,- (Staffelpreis möglich)*

In seiner Pastoralkonstitution sagt das II. Vatikanische Konzil über die Abtreibung, sie sei ein verabscheuungswürdiges Verbrechen (Art. 51). Dieses deutliche Wort hat ja bekannt-

lich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland nicht verhindern können, dass kirchliche Beratungsstellen einen Schein ausgestellt haben, der von einer großen „Zweideutigkeit“ (Papst Johannes Paul II. in seinem Brief vom 11. Januar 1998) belastet war. Der ehemalige Bischof von Fulda hatte gar von einer „Tötungslinenz“ gesprochen. Wie auch immer! Staatliche Gesetze und kirchliche Beratungsscheine haben Jahre hindurch in einer Verzahnung gestanden, die nicht zu vertreten ist.

Auf diesem Hintergrund ist es sehr schön, dass nun endlich ein „Kreuzweg für Ungeborene“ erscheint. Wer diesen Gebetstext betrachtet, merkt, dass hier ein Beitrag zur Bibliothek der Menschenwürde entstanden ist. Die Verfasserin ist Ärztin und Psychotherapeutin in Münster und sie weiß um die seelischen Schäden der Abtreibungen, kennt auch das Leid der Frauen, die diesen „Eingriff“ hinter sich haben.

So ist ein Kreuzweg entstanden, dessen Texte zu jeder Station zuerst eine Tatsachenschilderung bringen, dann in Gebetsform diese Tatsachen vor den leidenden Christus zu bringen wissen. Zur 3. Station heißt es z. B.: „Die abgetriebenen Kinder werden als Klinikmüll verbrannt. Ihre zerstörten Körper werden in den Staub geworfen. Die Asche des Klinikmülls wurde sogar zu Asphalt verarbeitet. Wir treten die Liebe Gottes mit Füßen. Christus aber fällt in den Staub. Er vergisst auch jene nicht, die wir zu Staub gemacht haben: der Staub von Scheiterhaufen und KZ's, der Staub von Hiroshima und Nagasaki“ (7).

Die deutliche und aufrüttelnde Sprache durchzieht den ganzen Kreuzweg; aber auch die österliche Hoffnung ist nicht vergessen – dies zeigt sich an der 15. Station, die der Auferstehung Christi gewidmet ist. Den einzelnen Stationen sind die Kreuzwegsbilder aus St. Sebastian in Münster-Amelsbüren zugeordnet.

Die Gebete können im Wechsel mit anderen Kreuzwegsandachten eingesetzt werden; aber sie werden wohl Firmlinge auch sehr beeindruckend, wenn zuvor über die Problematik gesprochen wurde.

Joseph Overath

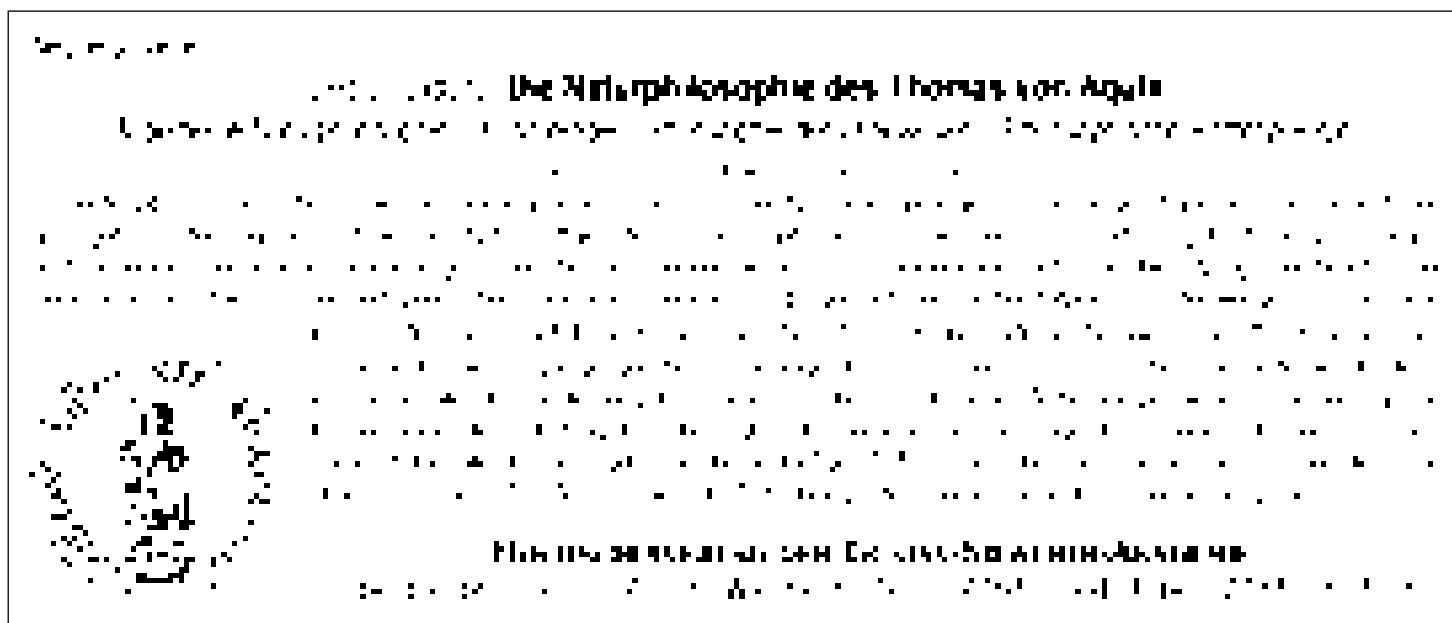
Max Wingen, **Die Geburtenkrise ist überwindbar: Wider die Anreize zum Verzicht auf Nachkommenschaft** (*Connex gesellschaftspolitische Studien 4*), Grafschaft 2004 (Vektor-Verlag), 140 Seiten.

Der Verf. stellt seine Thematik unter drei Fragestellungen: 1. Warum ist eine Gegensteuerung zur gegenwärtigen Geburtenentwicklung in der BRD notwendig? 2. Welche Gründe hat der Geburtenrückgang? 3. Wo hat eine bevölkerungsbewusste Familienpolitik in einer freiheitlichen Gesellschaft anzusetzen?

Die Geburtenrate liegt seit Jahren um ein Drittel unter dem Bestandserhaltungsniveau; um dieses zu erreichen, müsste sie um 50% angehoben werden – was weder machbar noch unbedingt erstrebenswert erscheint. Die Tendenz zur Kinderlosigkeit ist für die BRD charakteristisch (bei Akademikerinnen wird sie auf 40% geschätzt). Diese Tatsachen dringen immer mehr ins öffentliche Bewusstsein. Darum ergeht der Ruf nach einer Reform der Sozialsysteme, die bei Beibehaltung der gegenwärtigen Koordinaten in Zukunft nicht mehr finanzierbar sein werden.

Der Geburtenrückgang hat sowohl ökonomische als auch außerökonomische Gründe. Ökonomisch-finanzielle Rahmenbedingungen, die den Eltern Kinderwünsche ermöglichen, sind zweifellos von hoher Bedeutung. Die Rollen der Frau in der Familie und zugleich in der Arbeitswelt stehen oft im Konflikt, wodurch der Kinderwunsch zurückgedrängt wird. Andererseits spielen dabei persönliche Lebensentwürfe, die oft von gesellschaftlichen Werten und Normen abhängig sind, eine wichtige Rolle. Alternativangebote zur Familie mit Kindern werden von einem Teil der Gesellschaft bevorzugt.

Sind denn staatliche Maßnahmen, die den Geburtenrückgang bremsen sollen, überhaupt a. notwendig und b. möglich? Zu a. Eine Weiter-so-Politik wäre gegenüber den zukünftigen Generationen verantwortungslos. Nicht einmal eine gelenkte Zuwanderung könnte die rückläufige Bevölkerungsentwicklung ausgleichen (eine unkontrollierte Zuwanderung würde das gesamte Sozialversicherungssystem



sprengen). Zu b. Ein freiheitlicher Staat darf keine Bevölkerungspolitik betreiben, die nur auf Vermehrung der Geburtenrate zum Ziel hat, ohne den Elternwillen zu respektieren. Andererseits muss der Staat gesetzliche Maßnahmen schaffen, die den Eltern ermöglichen, ihre Kinderwünsche zu realisieren. Dazu gehört die Vereinbarkeit zwischen Familien- und Berufspflichten. Dies ist besonders im Hinblick auf berufstätige Mütter zu berücksichtigen. Einzelmaßnahmen der öffentlichen Hand führen erfahrungsgemäß nicht zum Ziel, wie die Förderung von außerfamiliären Kleinkinderbetreuung. Am Beispiel Schwedens sieht man, dass trotz der garantierten Kindergartenplätze die Geburtenrate im letzten Jahrzehnt um 30% gesunken ist. Norwegen hat mit der Option der 50-prozentigen Weiterzahlung des Gehalts an die Mütter während des „Erziehungsurlaubs“ bessere Erfolge

gehabt. Steuerentlastungen bei mehreren Kindern (in Frankreich nach dem 3. Kind) können zur Verbesserung der demographischen Lage führen.

Doch nicht nur der Staat sollte seine Familienpolitik überdenken. Auch eine Bewusstseinsveränderung in breiten Teilen der Gesellschaft ist angesagt. Eine individualistisch-hedonistische Lebenseinstellung lässt die soziale Komponente der demographischen Entwicklung außer acht. Nur die Balance zwischen den individuellen Wünschen und den gesamtgesellschaftlichen Erfordernissen garantiert die Stabilität einer Gesellschaft.

Ein lesenswertes Buch für mündige Bürger, besonders empfehlenswert den Verantwortlichen in Politik und Gesellschaft.

Dr. Alexander Desečar, Bruchstr. 13, 57250 Netphen

## Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

### RESPONDEO

H. van Straelen SVD

#### Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik  
Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

#### Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

#### Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

#### Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

#### Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

#### Meditationen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, Vaterunser und Geüßbet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

#### Die eine Wahrheit und die vielen Religionen

Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

#### Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

#### Herz-Jesu-Verehrung Hier und Heute

Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

#### Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

#### Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

#### Kirchensplitter

Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

#### Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

#### „Nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden“

Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

#### Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente im allgemeinen  
Nr. 16, 116 S., € 8,-

Manfred Hauke

#### Das Wehesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

### DISTINGUO

Walter Hoeres

#### Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

#### Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

#### Maria, die in der Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist (Ansprachen)

Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

#### Können Frauen zum Diakonats zugelassen werden?

Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

#### Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

#### Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

#### Erst Deformation, dann Reformation?

Nr. 7, 208 S., € 10,-

### QUAESTIONES NON DISPUTATAE

G. May

#### Die andere Hierarchie

Bd. II, 2 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

#### Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

#### Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr. G. Fittkau  
344 S., € 14,-

Walter Hoeres

#### Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

#### Erzbischof Johannes Dyba „Unverschämt katholisch“ 3. Auflage

Band VI, 592 S.,  
16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,-

Leo Kardinal Scheffczyk

#### Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.),

#### Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

#### NEUERSCHEINUNG:

Leo Kardinal Scheffczyk

#### Der Einziggeborene

Band IX, 232 S., € 12,-

W. Schamoni

#### Theologischer Rückblick

1980, 184 S., 9,- €

W. Schamoni

#### Die seligen deutschen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts

1984, 88 S., 6,- €

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

#### Musica spiritus sancti numine sacrae

Consociatio internationalis musicae sacrae

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. 5,- €

Alfred Müller-Armack

#### Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., 12,- €

Herausgeber: David Berger – In Zusammenarbeit mit der FG „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: VerlagSchmitt@aol.com